Abenteuer eines Edelmanns.

Ein Zeitgemälde

aus der neuern und neuesten Geschichte Frankreichs.

Von

Paul Féval.

Zweiter Theil.

Grimma und Leipzig,
Druck und Verlag des Verlags-Comptoirs.
1852.

Abenteuer eines Edelmanns.

Zweiter Theil.

1.

Der Vicomte von Kerbozec.

Fährt man mit der Post von Vannes nach Brest, so kommt man durch Lorient, eine Station, die auch Michel de La Faugerais oder vielmehr der Vicomte von Kerbozec, denn unter diesem Namen war er in der königlichen Marine bekannt, nicht umgehen konnte. Es war ungefähr zwei Uhr Nachmittags, als der zweite Sohn des Jean-François in dieser Stadt ankam, etwa vierundzwanzig Stunden nach seiner Abreise von dem Herrenhause zu Rosven. Er stieg aus, um in dem Gasthofe zum goldenen Anker zu Mittag zu speisen. Hier traf er eine Menge revolutionairer Commis-Voyageurs, die gleich an ihm ein aristokratisches Wesen fanden, das nicht nach ihrem Geschmacke war.

Man setzte sich zur Tafel. Der Schiffskapitain nahm keinen Antheil an der Unterhaltung, die ihn auch

nicht interessirte; allein einer der Gäste fragte ihn auf einmal barsch um seine Meinung hinsichtlich des eben besprochenen Gegenstandes, nämlich der bürgerlichen Stellung der Geistlichkeit. Anfangs that der Kapitain, als ob er gar nicht bemerkt hätte, daß man ihn fragte, der Andere aber ward zudringlich und sagte laut:

„Der Herr ist Marineoffizier?"

„Vielleicht, mein Herr," war die Antwort.

„Vielleicht?" sagte der Commis-Voyageur, „ah, der Herr macht ein Geheimniß aus seinem Stande!"

„Mein Herr!" rief der Seemann, der die Geduld zu verlieren begann, „was soll das? Marineoffizier oder nicht, ich liebe einmal die zudringlichen Fragen nicht."

„Nun, wenn der Herr nicht erlauben will, daß man ihn anredet..."

„Es handelte sich, Herr Marineoffizier," rief impertinent ein zweiter Commis-Voyageur dazwischen, „es handelte sich um die bürgerliche Stellung der Geistlichkeit. Mein ehrenwerther Freund fragte Sie..."

„Meine Herren," rief Kerbozec heftig, „wenn Sie mich zum Besten haben wollen, so erkläre ich Ihnen hiermit, daß ich das auf keinen Fall dulden werde."

„Ganz aristokratische Manieren," sagte ein Dritter.

Diese Bemerkung war das Signal zu weitern unangenehmen Auftritten; stolz erhob sich der gekränkte See-

mann, ging festen Schrittes auf den ärgsten Schreier der Bande zu, nahm ihn am Arm und sagte:

„Ich bin ein alter Mann im Vergleiche mit Ihnen, aber nehmen Sie sich in Acht, junger Herr, ich bin im Stande Sie zur Vernunft, und in die Grenzen des Anstandes zurückzubringen."

Der Vicomte von Kerbozec war volle fünfzig Jahre alt, aber noch ein sehr kräftiger Mann, und seine Hand, womit er das junge Herrchen gefaßt hatte, hielt diesen wie eine Zange fest.

„Meine Herren, ich bin an einem öffentlichen Orte, ich kam friedlich hierher, in der Meinung, man werde mich in Ruhe speisen lassen; es soll indessen nicht lange mehr währen . . ."

Entrüstet sah der Edelmann seine Gegner einen nach dem andern an. Diese hatten sich ebenfalls erhoben und schienen sich zu berathen; da aber keiner ein Wort erwiderte, so setzte er hinzu:

„Diese Lehre möge Ihnen genügen, mein junger Freund, machen Sie sich in Zukunft nicht über Leute lustig, die sich nicht so leicht einschüchtern lassen."

Sodann nahm er seinen Platz wieder ein, rief die Kellnerin herbei und sagte ihr, man solle ihm auf seinem Zimmer decken, wo er dann sein Mahl in Ruhe verzehrte. Als er jedoch den Gasthof verlassen und zu dem Wagen

zurückkehren wollte, warf sich ihm eine Pöbelrotte in den Weg und drohte ihn zu steinigen. Sie wollte ihm eine rothe Mütze aufsetzen und ihn zwingen das Ça ira mitzusingen.

„Tödtet mich meinetwegen, ihr Elenden," rief der Kapitain, „allein beschimpft nicht länger einen Mann, der Schiffskapitain und Ritter des St. Ludwigordens ist, und dem Tode schon zu oft auf dem Schlachtfelde in's Angesicht geschaut hat, als daß er denselben fürchten sollte, unter welcher Gestalt er ihn auch treffen mag."

„Rufe: Es lebe die Nation! so läßt man Dich ruhig ziehen."

„Rufe: Es lebe die Nation! Nieder mit den Aristokraten!" wiederholte der Pöbel und warf ihn mit Koth.

„Es lebe der König!" rief Kerbozec.

Diese Scene mußte ein tragisches Ende nehmen. Mitten unter dem Volkshaufen bemerkte man die bereits erwähnten Commis-Voyageurs und mehrere Redner von dem Clubb der Freunde der Constitution. Jedenfalls wäre es zum Blutvergießen gekommen, wenn nicht mehrere vorübergehende Matrosen herbeigeeilt wären und gefragt hätten, was es da gebe.

„Ein Aristokrat! Ein Verräther, der die Nation nicht hoch leben lassen will!" antwortete der Pöbelhaufe.

Die Matrosen in dem Hafen von Lorient sind im

Allgemeinen größten Theils aus der Gegend von Vannes und Auray, d. h. aus einer Gegend, wo bis auf den heutigen Tag religiöse und monarchische Ideen noch etwas mehr gelten als sonst. Indeß waren unter ihnen auch Leute von Lorient und Port-Louis; diese mischten sich in alle revolutionairen Auftritte und bewiesen wohl noch größere Grausamkeit, als die sonstige Volksmenge, besonders in Fällen, wo es sich um einen ihrer Offiziere handelte.

„Kameraden, zu Hilfe!“ rief der Edelmann, als er die Matrosen unter der sie umgebenden Menge erkannte.

„Wir Deine Kameraden?“ rief einer der Seeleute, der auf ihn zutrat und ihn am Rocke festhielt. „Wir wollen sehen!“

„Ich bin Schiffskapitain!“

„Was geht das mich an? Du bist ein Aristokrat! ... An den Laternenpfahl mit ihm! ... Heda, ihr Andern, helft mir, wer hat geschwind ein Tau?“

Gewaltsam drangen noch mehrere andere Matrosen durch die Volksmasse, sie machten sich mit Fußtritten, Ellnbogenstößen und Ohrfeigen Platz, und in einem Augenblicke war Michel de La Faugerais einzig und allein in ihrer Gewalt. Das Volk, gewohnt den Matrosen zu weichen, ließ dieselben gewähren, rief aber immer fort: „Nieder mit dem Aristokraten!“

Der Kapitain hielt ferneren Widerstand für unnütz,

hob die Augen gen Himmel und erwartete mit ruhiger Miene den Ausgang der Scene, wobei er sich bereits verloren glaubte. Ohne zu wanken oder auch nur die Farbe zu wechseln, blickte er sodann auf die wilden Seeleute, die ihn einem Pfeiler zuschleppten; der erstgenannte Matrose, dem die andern wegen seiner herkulischen Stärke den Namen Packan gegeben hatten, ließ ihn endlich los, indem er sagte:

„Haltet ihn fest, ihr Andern, ich will das Hißtau niederlassen.“

Mit diesen Worten schwang er sich auf den Pfeiler, kletterte gewandt an dem Pfahle hinauf und sagte dann:

„Es ist doch schade, daß keiner von Euch ein Tau hat... wir würden ihn dann an einen Baum hängen.“

„Packan,“ antwortete einer der Seeleute, „das läßt sich leicht machen! Du hast Recht, an einen Baum, das wäre schöner. Schneide die Schnur entzwei und komm' mit.“

„An einen Baum! an einen Baum!“ riefen alle Uebrigen. —

Die nächste Folge dieser Berathung war ein minutenlanger Aufschub. Die Schnur ward entzwei geschnitten und nachher künstlich an einen Ast des allergrößten Baumes, der auf dem Platze stand, befestigt. Der Volks-

haufe klatschte in die Hände; der Vicomte befahl seine Seele Gott. Die Kameraden Packans unterstützten ihn mit furchtbarer Gewandtheit bei seinem Geschäfte.

„Mach' Dich nur gefaßt!“ rief der grausame Packan, der ohne Weiteres das Commando bei der Execution führte und sich zum Aufziehen anstellte. — „Achtung!“

Der Pöbel jubelte, und ergoß sich in den gemeinsten Späßen.

„Fertig?“ rief Packan, der auf den Ast geklettert war.

„Alles fertig!...“

„Ziehe nur auf!...“

Die Schnur war straff angezogen, und der Boden wich unter den Füßen des Kapitains, der seit seinem Aufruf an die Seeleute nicht ein Wort mehr gesprochen hatte.

Kaum hatten jedoch die Matrosen zu ziehen begonnen, als von der andern Seite des Platzes her ein gellendes Pfeifen ertönte, ein Signal, das den Seeleuten sehr wohl bekannt war, und so viel als „Halt!“ bedeutete. Instinctmäßig hielten die Matrosen inne, die Schnur ward nachgelassen, Kerbozec gewann den Boden wieder und der Mann mit der Pfeife theilte ungestüm die Menge, und war wie durch einen Zauberschlag plötzlich an seiner Seite.

„Banditen=, Diebs=, Höllenbrut!“ rief Meister Mathieu Piment=du=Diadème, dieses war der Titel sowie Vor= und Zuname des neuen Ankömmlings. „Was macht Ihr da?... Herunter, Packan, Du Teufelskind!“

Mit diesen Worten schnitt er die Schnur entzwei, stieß einige der Wildesten zurück und nahm Packan, der eben von dem Baume herunterstieg, an der Halsbinde. Es muß hier bemerkt werden, daß Meister Mathieu Piment vom Diadème ein ziemlich kleiner, schwächlicher Mann war.

„Laß mir das verdammte Pack keinen Schritt weiter vorwärts, und nimm Dich in Acht; so groß Du bist, werde ich Dich doch zu Scherben zusammenschlagen!“ fuhr er in drohendem Tone fort.

Ohne zu antworten schlossen die Matrosen einen Kreis um den verhängnißvollen Baum, in der Absicht, die sich herzudrängende Volksmenge zurückzuhalten.

„Pardon! — Entschuldigen Sie, Herr Commandant,“ wandte sich sodann Meister Piment an den Kapitain, „ich glaube — Gott verzeih' mir — die Bursche haben es an dem nöthigen Respect für Sie mangeln lassen?“ —

„Ja, mein Freund,“ antwortete dieser, über den gewählten Ausdruck lächelnd.

„Ich will es ihnen sagen... Sie sollen sehen!“ fuhr der gereizte Hochbootsmann fort.

Die Volksmenge, die von alle Dem nichts verstand, näherte sich dem Kreise der Matrosen immer mehr. Diese waren indessen sehr zahlreich geworden, denn zugleich mit dem kleinen Hochbootsmann waren über fünfzig andere Matrosen bei dem verhängnißvollen Baume angekommen.

2.

Ein Beispiel von Meister Mathieu's seemännischer Beredsamkeit.

Unter dem Baume stand eine Bank, auf die sich mehrere Matrosen gesetzt hatten; Meister Piment ging auf sie zu und rief mit aufgehobenem Finger:

„Platz! Platz! Ihr Hunde von Engländern, Abtrünnige, Teufelskinder ... Platz da! ...“

Augenblicklich machten die Matrosen Platz, aus Furcht vor den Rippenstößen, die der kleine Hochbootsmeister jedenfalls ausgetheilt hätte, das wußten sie wohl.

„Mein Commandant, wollen Sie sich bemühen, Platz zu nehmen,“ fuhr er alsdann fort, und stieg auf die Bank, wo er sich anschickte, die Versammlung anzureden. Wir würden ein Unrecht gegen die Nachwelt begehen, wenn wir dieses merkwürdige Stück von einer

Rede nicht ganz wiedergeben wollten, einige Kraftflüche ausgenommen, womit er seinen Worten Nachdruck zu geben suchte.

„Ja, wahr ist's, die lautere Wahrheit! Ihr seid Alle schlimmer, als eigentliche Engländer, vernunft- und herzlose Taugenichtse! Schlingen da mir nichts Dir nichts ein Hißtau um einen Baumast. ... Ohne mich wäre das größte Unglück geschehen. ... Ha, da hinten, Ihr Rekruten, wisset Ihr nicht, wer dieser brave, alte, ehrwürdige Herr ist? Wie! ... Mit Erlaubniß, Herr Commandant, ich muß ihnen doch sagen, wer Sie sind ... obwohl Ihr eigentlich nicht verdient, daß ich Euretwegen mir nur so viel Mühe gebe, Ihr Schufte! ... das ist der Commandant Kerbozec!“

Bei diesen Worten entstand ein Gemurmel, das verschiedenartig gedeutet werden konnte. Diejenigen Seeleute, denen das Toben des Hochbootsmannes augenblicklich imponirt, und die ihm bisher gleichsam maschinenmäßig gehorcht hatten, faßten sich nach und nach wieder. Diejenigen, für die der Name des Schiffscapitains einige Bedeutung hatte, blickten einander verstört an; Packan und Consorten jedoch stießen einander heimlich mit dem Ellnbogen an; die Volksmenge, die hinter ihnen stand, machte sich über sie lustig, und bereits ließ sich wieder drohendes Geschrei aus dem Volkshaufen vernehmen:

„An den Baum! an den Baum! Nieder mit dem Hochbootsmanne! An den Laternenpfahl mit Beiden!"

Meister Piment wandte sich denjenigen zu, denen der Name Kerbozec Furcht und Respect eingeflößt hatte, und rief mit ironischem Tone:

„Sie wissen gar nicht, wer er ist, der Commandant Kerbozec! ... Pardon! Ich habe ihnen noch geschmeichelt, da ich sie Hunde von Engländern nannte, das wissen sie wohl! ... Ja, ja, sie haben ihre Gründe dazu, sag' ich ... sie mußten schon nach der Pfeife des Commandanten Kerbozec tanzen! ..."

Da das Geschrei der Volksmenge nicht aufhören wollte und der Hochbootsmann nur in den Wind sprach, so stemmte er beide Fäuste in die Seiten und schnitt furchtbare Grimassen. Auch dieses war indeß fruchtlos; endlich verfiel er auf den Gedanken, seine Pfeife, womit er schon hundert Mal das Geräusch des tobenden Sturmes übertönt hatte, hervorzuziehen, und pfiff gleich Roland bei Roncevaux. Dieses half. Als er sah, daß es stiller wurde, benutzte er die Gelegenheit augenblicklich und rief:

„So hört mich doch! nur ein Weilchen! ... Packan, vorwärts!"

Gehorsam wie ein Lamm trat dieser zu der Bank hin.

„Oeffne Augen und Ohren, Du Abtrünniger," fuhr Meister Piment fort; „was ich vorsage, sollst Du

Angesichts des Commandanten Kerbozec, der hier gegenwärtig ist, laut wiederholen."

„Aha, Meister Piment, Ihr seid eben immer der Alte, das weiß man wohl," sagte Packan. „Euch gehorcht man. Was Ihr befehlt, das geschieht. ... Ich lasse mir das auch gern gefallen, allein das ist denn doch noch lange kein Grund, einen ein Kameel, einen Engländer und Abtrünnigen zu heißen, nur wegen eines Aristokraten, der nicht rufen will: „Es lebe die Nation!"

Nachdem Meister Piment durch Geberden und Worte der empörten Volksmenge Trotz geboten hatte, sah er wohl ein, daß es desto nothwendiger für ihn sei, die Matrosen bei Laune zu erhalten; er ließ deshalb auch wider alle Erwartung Packan ruhig aussprechen, und entgegnete ihm sodann in belehrendem Tone:

„Ich sagte, Du seiest ein Kameel, und zwar mit doppeltem Rechte, weil Du etwas ganz Einfaches nicht verstehst; ich sagte, Du seiest ein Engländer, weil Du Deine verdammte Pfote an einen Offizier legtest, der den Engländern schon zwanzig Male schlimm mitspielte; ein schlechter Franzose und ein Abtrünniger, weil Du ihn baumeln lassen wolltest."

Die Worte des Hochbootsmeisters machten selbst auf einige der erbittertsten Matrosen Eindruck.

„Ist's wahr," sagten sie, „daß er die Engländer geschlagen hat?"

„Sagt' ich's ja," antwortete eilends Meister Piment, der die Frage gehört hatte, „Ihr seid nichts, als ein Haufe Rekruten! ... Ha, wisset Ihr es nicht mehr, Ihr Anderen, wer die „Arethusa" commandirte, als wir die englische Fregatte „La Pique" in den Grund bohrten, als der „Pilot", der „Racer" und „Sapho" uns in die Hände fielen? Doch, sie wissen nichts, die Unverständigen, gar nichts."

Die Worte Piments fingen an, die Matrosen zu belustigen; sie lachten, das Volk wollte wissen, warum? Die Worte Piments gingen von Mund zu Mund; das wüthende Geschrei hörte auf.

„Packan," sagte er endlich, „ich befehle Dir, zu rufen: „Der Commandant Kerbozec ist ein Tapferer, der sich immer als wahrer Franzose sowohl zu Wasser als zu Lande gegen die Engländer geschlagen hat!""

Mit einer Stentorstimme wiederholte Packan diese Worte.

„Es lebe der Commandant Kerbozec!" rief Meister Piment.

„Es lebe der Commandant Kerbozec!" wiederholten die Matrosen.

Der Hochbootsmann wandte sich wieder gegen Packan.

„Ich hatte die Absicht, Dich vor dem Commandanten um Verzeihung bitten zu lassen, und Du hättest ihm

sagen sollen, Du habest eben nicht gewußt, daß er es sei, der die „Pique“ in den Grund gebohrt, der den „Piloten“, den „Racer“ und „Sapho“ genommen, und noch so vieles Andere. ... Allein, Du brauchst nicht so viel zu reden.“

„Nein, sicherlich, Commandant,“ unterbrach ihn der Seemann, „von alle Dem wußte ich nichts. Es ist nicht meine Schuld. Verzeihung, Herr Commandant, ich kannte Sie nicht, da Sie ja nicht in Uniform waren.“

„Auf die Kniee, Du Ungethüm!“ rief der Hochbootsmann, indem er Packan am Schopfe nahm und unsanft niederdrückte; „bitte um Verzeihung, Du Schuft, denn Du verdientest gehängt zu werden, so wahr ich Mathieu Piment vom „Diadem“ bin!“

Die Matrosen, die Packan so eben noch blindlings gehorcht hatten, lachten nun herzlich auf seine Kosten. Der Vicomte von Kerbozec war bisher ein stummer Zuschauer geblieben; seine Züge hatten nicht die geringste Furcht verrathen, nur dann und wann hatten die sonderbaren Ausdrücke des Unteroffiziers ihm ein Lächeln entlockt. Als aber Packan, der nun zur Einsicht gekommen war, daß er wegen Mordversuchs an einem Schiffscapitain das Leben verwirkt habe, zitternd vor ihm auf die Kniee niederfiel, da erhob sich der Edelmann und bedeutete Piment durch ein Zeichen, von der Bank herabzusteigen. Der Hochbootsmann machte eine militairische Ehrenbezeigung, that einen lauten Pfiff, und rief:

„Achtung, Matrosen! Stille, der Commandant Kerbozec will reden!“

Zugleich stieg der unerschrockene Unteroffizier von der Bank herab, hielt eine Art Musterung mit den anwesenden Matrosen, und vermochte auch die übrigen Mitschuldigen, dieselbe Stellung anzunehmen, wie Packan.

„Stehet auf,“ sagte der Capitain, „ich werde keine Klage gegen Euch führen, aber bedenkt wohl, daß Ihr das schwerste Verbrechen begangen habt, und laßt Euch in Zukunft nichts Derartiges mehr zu Schulden kommen! Tastet niemals mehr das Leben und die Freiheit Eurer Mitbürger an! ... Achtet Eure Vorgesetzten und vertheidigt sie im Nothfalle! ... Wie? französische Soldaten sollten sich zu Henkersknechten hergeben? Pfui, das ist eine Schande! ... Es gibt ja Richter in Frankreich, und Niemand darf ungehört verurtheilt werden. Freunde, wir dürfen zwei in unserem Vaterlande unzertrennliche Dinge nicht trennen: Es lebe der König! es lebe die Nation!“

Meister Piment wiederholte den Ruf des Capitains, ebenso alle anderen Matrosen.

„Wohin wollen Sie, daß man Sie führe?“ fragte der Hochbootsmann den Capitain, während die Matrosen, Packan und seine Mitschuldigen voran, riefen: „Es lebe die Nation! es lebe der König! es lebe der Commandant Kerbozec!“

„An den Wagen, der nach Brest fährt, wenn er noch nicht abgefahren ist.“

„An den Brester Wagen!“ rief Piment mit gellender Stimme.

Die Matrosen nahmen den Capitain auf die Arme, bahnten sich gewaltsam einen Weg durch die Menge, und gingen dem Stadtthore zu. Beifall jauchzend folgte die Menge, die so eben noch nach des Capitains Blute gelechzt hatte. Am Stadtthore angekommen, erfuhr man, der Kutscher habe nicht länger warten wollen und sei schon seit einigen Minuten abgefahren; da setzten sich die Matrosen in Lauf, holten den Wagen noch ein, hoben den Capitain hinein und riefen ihm nach, so lange man den Wagen noch sehen konnte.

Vorher jedoch drückte der Vicomte von Kerbozec Meister Piment ein Goldstück in die Hand, um die Gesundheit des Königs zu trinken.

„Meinen Dank,“ Herr Commandant,“ sagte dieser; „nur noch Ein Wörtchen mit Ihrer gütigsten Erlaubniß! Sie gehen nach Brest, nicht wahr? Versprechen Sie mir, wenn ich bitten darf, daß ich später. … Ich habe blos Ein Leben, verstehen Sie … dasselbe steht Ihnen freilich zu Dienste … doch möchte ich es gern noch eine Zeit lang behalten, versteht sich, blos so lange, bis sich eine ehrenvolle Gelegenheit zeigt, es in die Schanze zu schlagen. Das ist so mein Gedanke.“

„Was willst Du damit sagen?“ fragte der Capitain.

„Sehen Sie, Herr Commandant,“ flüsterte der Hochbootsmeister mit gedämpfter Stimme, „die hiesigen Patrioten werden es mir nie verzeihen, was ich für Sie gethan habe. Nun will ich einstweilen ruhig an Bord meines Schiffes bleiben … in der Stadt darf ich mich nicht mehr blicken lassen! … Machen Sie, daß ich wieder nach Brest komme; zu Lorient bin ich nicht mehr sicher … und dann geschwind hinaus auf's liebe Meer! Das ist nun eben, mit Ihrer Erlaubniß, mein Gedanke.“

„Gut, mein wackerer Geselle,“ antwortete der Vicomte von Kerbozec, „sei deshalb nur ganz ruhig. Adieu!“

3.

Prolog des Trauerspieles.

Während Ermel an den nördlichen Grenzen des Vaterlandes gegen dasselbe kämpfte, indem er den König für den alleinigen Ausdruck des von ihm falsch verstandenen Begriffes hielt, trugen sich auf den entgegengesetzten Grenzen Frankreichs Ereignisse zu, die zwar der Zeit nach vor dem Augenblicke liegen, in welchem wir Ermel in Begleitung des Herrn von Kerfuntun nach der Insel Jersey abreisen sahen, die wir aber zum Verständniß der folgenden Begebenheiten hier nachträglich erzählen müssen.

Die abgesetzten Priester durchzogen nach allen Richtungen das Land und predigten bald in Scheunen oder abgelegenen Meierhöfen, bald, wie wir davon bereits ein Beispiel erzählten, unter freiem Himmel, in irgend einer versteckten, einsam gelegenen Waldgegend.

Anfangs ermahnten sie das Landvolk, welches empört darüber war, seine geliebten und hochverehrten Seelenhirten im Elend, verstoßen von Haus und Hof, zu erblicken, zur Mäßigung, doch auf höheren, von außen empfangenen Antrieb wurden ihre Predigten bald von anderem Geiste durchdrungen. Sie predigten nicht mehr Friede, sondern Krieg, sie riefen in glühenden Ausdrücken zur Vertheidigung von Thron und Altar auf, und das einfache, einfältige Landvolk, in der Civilisation durch die wilde Abgeschiedenheit und Unwegsamkeit seines Landes noch weit zurück, hing gläubig an den Lippen dieser Apostel des Krieges, murrte laut und erwartete nur den Anlaß, die unmittelbare Aufforderung, um in offenen Aufstand auszubrechen, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben.

Noch war es zu keinem blutigen Zusammenstoße zwischen beiden Parteien gekommen, allein der geringste Umstand konnte, mußte dazu führen, denn der Haß, künstlich geschürt, wuchs auf beiden Seiten von Tag zu Tag gewaltiger heran und drohte stündlich mit dem Ausbruch.

Dieser sollte nicht zögern.

Es war gegen Ende des Monats Juni 1791.

Begünstigt von dem herrlichsten Wetter, hatten sich eine zahlreiche Menge Bauern in einem dichten Gehölze unfern Chateau du Planty auf einer kleinen Lichtung versammelt.

Sie warteten mit Ungeduld der Ankunft des Priesters, der ihren Durst nach dem Worte des Herrn befriedigen sollte, und als er noch immer zögerte zu erscheinen, da bemächtigte sich des ganzen Haufens eine gewaltige Unruhe. Sie begannen zu fürchten, daß dem guten Priester irgend ein Unglück zugestoßen sei, und bei diesem bloßen Gedanken entstand ein heftiges Gemurmel unter ihnen, hier und dort erhob sich eine Faust, drohend geballt, oder den gewichtigen Knüttel schwingend, mit dem sie bewaffnet war; die Augen Vieler begannen wild zu funkeln, und deutlich konnte man aus den Zügen Aller lesen, daß sie in diesem Augenblicke das stillschweigende Gelübde blutiger Rache ablegten, und daß sie nicht gezögert haben würden, sie auszuführen, hätte sich ihre Besorgniß bestätigt gefunden.

Doch für diesmal sollte das noch nicht der Fall sein.

Eben hatten die Aeltesten in der Versammlung beschlossen, nach verschiedenen Richtungen Boten auszusenden, um zu sehen, was mit dem guten Priester geschehen sei, da kam auf dem schmalen Fußpfade, dem einzigen Wege, der zu der kleinen Lichtung führte, eiligen Schrittes ein Mann daher, und sobald die Menge ihn erblickte, begrüßte sie ihn mit lautem Jubelgeschrei.

Doch dieser Mann trug nicht das ehrwürdige Gewand eines Dieners des Herrn, sondern er war als Müllerbursche gekleidet.

Er trat in die Mitte der Versammlung, und Alle — Alt und Jung — Männer, Weiber und Kinder drängten sich zu ihm, seine Hände zu küssen, oder wenigstens einen Theil seiner Kleider, denn so profan diese auch waren, erschienen sie dennoch in den Augen dieser schlichten, fanatischen Menschen geheiligt dadurch, daß sie den Leib des guten Priesters umhüllten.

Der Mann, dem die Menge auf solche Weise ihre Ehrfurcht bezeigte, war Bernier, Pfarrer von St. Laud d'Angers, doch jetzt von seiner Pfarre, weil er den Eid verweigert, vertrieben.

Dazu bestimmt, in dem Aufstande der Vendée eine wichtige Rolle zu spielen, übte er schon jetzt auf das Landvolk einen großen Einfluß aus, und er benutzte diesen, zum Widerstande, zum Kampfe, aufzufordern, Rache zu predigen, indem er zur Vertheidigung von Thron und Altar aufrief.

„Meine Kinder," sagte er, nachdem er Allen seinen Segen ertheilt hatte, — und augenblicklich herrschte in der ganzen, eben noch so lärmenden Versammlung die tiefste Stille, sobald er seine Stimme erhob, — „meine Kinder, ich sehe, wie Ihr mit Staunen die unwürdige Tracht anblickt, in der ich unter Euch erscheine. Wohl habt Ihr Recht, Euch darüber zu wundern, daß der Priester des Herrn nicht in dem Gewande des Priesters erscheint, um Euch das Wort Gottes zu verkünden; so ver-

nehmt denn, daß diese neue Schmach, der ich mich fügen mußte, eine Wirkung der blutdürstigen Verfolgung unserer gottlosen Feinde ist, dieser schändlichen Republikaner, die Gott verfluchen möge."

„Sprecht, ehrwürdiger Vater, was ist Euch geschehen?" fragte aus dem Haufen eine Stimme.

Und bereitwillig darauf antwortend, sagte der gute Priester:

„Schon war ich auf dem Wege zu Euch, in mein bescheidenes Meßgewand gekleidet, und begleitet von einem Chorknaben, der die heiligen Gefäße trug, da rief der Knabe, in der Nähe von St. Aubin la Luigne zufällig den Blick rückwärts wendend, mir voll Angst zu, daß er Gewehre blitzen sähe, und daß wir allem Anscheine nach verfolgt würden.

„Ich blickte nach der Richtung, die er mir andeutete, und durfte nicht einen Augenblick daran zweifeln, daß der Knabe die Wahrheit gesprochen hatte. Ich sah deutlich, wie der Führer der Bewaffneten, seinen Degen ausstreckend, nach der Richtung zeigte, in welcher ich mich befand, und wie dann seine Leute die Fahrstraße, auf der sie bisher marschirt waren, verließen, und querfeld ein, ihre Schritte beschleunigend, auf mich zukamen.

„Ich hatte an eben diesem Morgen die Kunde erhalten, daß von Angers eine zahlreiche Abtheilung Nationalgarde ausgezogen sei, und sich diesseits der Loire in

kleine Trupps vertheilt hätte, die in verschiedenen Richtungen die Gegend durchstreiften, offenbar in der Absicht, einige von uns getreuen Priestern zu fangen, auf die sie seit einiger Zeit eine förmliche Hetzjagd machen, als gehörten wir zu den Thieren des Waldes."

„Fluch über sie!" riefen mehrere Stimmen.

Bernier schien diesen Ausruf mit vieler Freude zu vernehmen, denn ein wildes Lächeln überzog sein Gesicht, und als der Tumult sich gelegt hatte, sagte er:

„Ja, Fluch über sie, meine Freunde! Die Langmuth des Himmels ist erschöpft und die Stunde nahe, in welcher die Strafe für so viele Frevel, so viele Gotteslästerung sie ereilen muß. — Doch höret weiter."

Wieder entstand eine Todtenstille in der Versammlung, und Bernier fuhr fort:

„Als ich mich so von den Blauen verfolgt sah, war ich gezwungen, in eiliger Flucht die Rettung meines Lebens zu suchen. Zum Glück war ich dem Saume des Gehölzes von Chandefond nahe, und es gelang mir, es zu erreichen, noch ehe meine Verfolger mich eingeholt hatten. Doch mein Meßgewand war mir hinderlich bei schnellerer Bewegung, überall setzten sich mir die dichtverschlungenen Zweige des Unterholzes entgegen. Schon hörte ich die Stimmen der Blauen, die sich gegenseitig zuriefen, immer näher hinter mir, und einen flüchtigen Blick zurückwerfend, konnte ich bereits die Uniformen der Gotteslästе-

rer durch das Laubwerk schimmern sehen. — Auch sie mußten mich bemerkt haben, denn einige Kugeln, die sie mir meuchlerisch nachsendeten, flogen pfeifend dicht an mir vorüber. — Ich hielt mich für verloren, und empfahl meine Seele Gott; da kam ich plötzlich zu einem Absatze des Bodens, und in der Tiefe einiger Fuß unter mir floß der Bach, der, wie Ihr Euch erinnern werdet, in dem Gehölze von Chandesond eine Mühle treibt.

„Schnell entschlossen sprang ich hinab, und glücklich langte ich in der Tiefe an.

„So war ich wenigstens für kurze Zeit den Blicken meiner Verfolger entzogen, und durfte hoffen, daß sie, zu dem Bache gelangt, in Ungewißheit über die Richtung sein würden, die ich eingeschlagen hätte. Um dessen gewisser zu sein, eilte ich nicht vorwärts, sondern rückwärts, in der Richtung, in welcher, wie ich wußte, die Mühle lag. Ich hielt mich dabei immer dicht an dem steilen Ufer, das den Bach einfaßt, so daß ich von keinem der Blauen anders bemerkt werden konnte, als wenn er sich über den Rand der steilen Abdachung beugte. Dabei betete ich inbrünstig zu Gott, daß er meine Feinde mit Blindheit schlagen möchte. Und Gott erhörte das Gebet seines demüthigen Dieners, denn bald ertönten die Stimmen meiner Verfolger immer ferner und ferner, und schon durfte ich mich für gerettet halten, da ertönte plötzlich wildes Jubelgeschrei. Verwundert blieb ich einen Augenblick stehen,

um zu lauschen, da überzeugten mich schmerzliche Klagelaute, daß die Gottlosen meinen armen Chorknaben ergriffen haben mußten. Er schrie so jämmerlich, daß ich nicht zweifeln durfte, die Henker mißhandelten ihn grausam, wenn sie nicht gar das unschuldige Kind ermordeten, wie ihnen das wohl zuzutrauen ist. — Ich sprach ein Ave für seine Seele und setzte meinen Weg weiter fort.

„Nach etwa einer halben Stunde erreichte ich glücklich die Mühle, in welcher ich von dem braven Müller und allen seinen Hausgenossen freudig begrüßt wurde. Zwei Mühlknappen eilten sogleich in den Wald, um zu sehen, ob alle Gefahr für mich verschwunden sei. Einer von ihnen kehrte schon nach einer Viertelstunde voller Schreck und athemlos zurück, und verkündete, daß auf dem Fußpfade, der in der Richtung, von welcher ich gekommen war, lag, ein Trupp der Blauen der Mühle nahe, die sie in höchstens zehn Minuten erreicht haben müßten.

„„Ehrwürdiger Herr,““ sagte der Müller, „„da weiß ich Euch keinen bessern Rath zu geben, als die Kleidung eines meiner Knappen anzulegen, denn schwerlich seid Ihr ihnen von Person bekannt, und unter dieser Verkleidung werden sie Euch nicht suchen.““

„Ich fühlte, daß des Müllers Räth gut war; überdies waren meine Kräfte durch die kaum überstandene Anstrengung so erschöpft, daß ich nicht hoffen durfte, durch abermalige Flucht zu entkommen. Schnell legte ich daher

die bestäubten Kleider an, in denen Ihr mich hier erblickt, und bestreute Haar und Gesicht mit Mehl, um mich auch auf diese Weise unkenntlich zu machen, wenn ja etwa unter den Blauen Einer sein sollte, der mich zufällig einmal gesehen haben sollte, wie dies wohl möglich, da ich zum Markt und auch bei andern Gelegenheiten öfters in Angers gewesen bin.

„Kaum war diese Verkleidung beendigt, und mein Meßgewand in einer Truhe unter andern Kleidungsstücken verborgen, als der angemeldete Trupp der Blauen in der Mühle erschien. Es war indeß eine andere Abtheilung als die, welche mich verfolgt hatten; davon überzeugten uns die Fragen, die sie an den Müller richteten. Sie erkundigten sich, ob in der Gegend keine widerspenstigen Priester, keine Eidesweigerer, wie sie sich auszudrücken wagten, verborgen wären; doch als der Müller diese Frage verneinte, begnügten sie sich nicht mit seiner Versicherung, sondern durchsuchten das ganze Haus von unten bis oben, so daß ich mich überzeugte, wie wohl ich daran gethan hatte, mich nicht versteckt zu haben, denn bei ihrer strengen Haussuchung hätten sie mich unbedingt gefunden, und dann wäre mein Loos nicht zweifelhaft gewesen.

„Als sie nichts entdeckten, was verdächtig gewesen wäre, ließen sie sich zu einer Mahlzeit das Beste reichen, was die Mühle herzugeben vermochte, und verlangten dann, als „Ersatz für ihre Mühe“, wie sie es nannten,

eine bedeutende Geldsumme, und der Müller sah sich genöthigt, ihnen alles Geld zu geben, das er im Hause hatte, weil sie sonst ohne Zweifel ihre Drohung, ihm die Mühle über dem Kopfe anzuzünden, ausgeführt haben würden.

„Als sie sich gesättigt und ihren Raub in Empfang genommen hatten, verlangten sie einen Boten nach Saint-Laurent-de-la-Plaine, und ich erbot mich sogleich, sie auf den Weg dahin zu führen, denn ich konnte nicht sicherer gehen, als in ihrer Begleitung, und dann hoffte ich auch, unterwegs durch ihre Gespräche etwas Näheres über ihre Pläne zu erfahren.

„Um diesen Zweck zu erreichen, ließ ich mich, meinen Haß und meinen Abscheu überwindend, in ein Gespräch mit ihnen ein, und so erfuhr ich denn, daß in der That der Zweck ihrer Sendung einzig und allein die Aufsuchung der guten Priester sei, und daß sie den Befehl hätten, dieselben, wo sie sie fänden, augenblicklich niederzuschießen, wenn es ihnen nicht möglich sein sollte, sich derselben lebendig zu bemächtigen."

„Tod und Verderben über die Nichtswürdigen!" rief eine Stimme aus der Menge, und der ganze Haufe wiederholte donnernd:

„Tod und Verderben über sie."

Der Pfarrer von Laud gab sich keine Mühe, seine Freude über diese Stimmung seiner Umgebung zu ver-

bergen; dennoch beschloß er, das Feuer erst später zu schüren, und entgegnete auf den wilden Ruf mit salbungsvollem Tone:

„Später wollen wir von den Maßregeln sprechen, meine Kinder, die diesen blutdürstigen Verfolgungen entgegenzusetzen sind; für jetzt will ich Euch eine Messe halten und das Wort des Herrn verkünden, obgleich die heiligen Werkzeuge dazu in die Hände unserer Feinde gefallen und vielleicht durch Blut, mit dem der Mord sie bespritzte, entweiht sind."

Er hielt hierauf mit so viel Pomp, als die Umstände erlaubten, ein Hochamt; allein wenn es diesem Gottesdienste auch an der äußern Feierlichkeit fehlte, die in den katholischen Gotteshäusern die Sinne der Gläubigen beschäftigt und dadurch leider nur allzuoft ihren Geist gefangen hält, so kann doch nicht leicht in irgend einem Tempel, den Menschenhände erbauten und mit aller nur erdenklichen Pracht ausstatteten, eine so andächtige, so ausschließlich an den Lippen des Priesters hängende Zuhörerschaft gefunden werden, als die war, welche den guten Priester in diesem Dome umringte, dessen ewigunvergängliche Kuppel die Hand Gottes selbst wölbte.

Als der Gottesdienst beendet war, nahm der Abbé Bernier wieder das Wort, und die Stimme laut erhebend, rief er:

„Meine Kinder, meine Freunde, bevor wir zu dem

Herrn beteten, ertönte von Euren Lippen der Ruf: „„Tod und Verderben den Nichtswürdigen!““ — und ich sage Euch, dieser Ruf ist von dem Herrn mit Wohlgefallen vernommen worden, denn Eure Feinde sind auch die seinigen; seine Langmuth aber ist erschöpft, und er giebt daher, Euren Wunsch erhörend, das Schwert seiner Rache und mit ihm Eure und seine Feinde in Eure Hand. — Geblendet durch den Herrn, der in seinem Zorne sie vernichten will, durchziehen sie, unklug ihre Macht theilend, in kleinen Abtheilungen das Land. Dadurch hat der Herr sie in Eure Gewalt gegeben, denn Ihr seid Eurer Viele, wo Ihr Euch auch versammeln möget, und ihrer sind überall nur Wenige. Oder solltet Ihr feig genug sein, ihre geringe Zahl zu scheuen, weil sie besser bewaffnet sind, als Ihr? Ich sage Euch, das ist nur Schein, denn die Waffe, die der Herr segnete, ist stärker als die, welche die Hand sündiger Menschen schuf. Mit Euch ist Gott, und der Sieg Euch deshalb gewiß. — So gehet denn also hin, meine Kinder, lasset ringsum die Sturmglocke ertönen, fallet über die schwachen Haufen der Gottlosen, wo sie sich immer zeigen mögen, mit gewaltiger Uebermacht her, und vernichtet die, so da ausgezogen waren zur Vernichtung. — So ziehet denn hin, meine Freunde, und thuet, wie der Herr Euch durch meinen Mund gebietet; Euer Feldruf aber sei:

„Es lebe die Religion! Mein Leib dem Könige, meine Seele dem Papste!“ *)

„Es lebe die Religion! Mein Leib dem Könige meine Seele dem Papste!“ wiederholten die Bauern in wilder Begeisterung, und vertheilten sich nach allen Richtungen, die empfangene Weisung des guten Priesters zu vollziehen.

Dieser aber schritt, vergnügt vor sich hin lächelnd, eilig dem Flecken St. Laurent zu, mit den dortigen Missionairen, den eigentlichen und eifrigsten Aposteln des Bürgerkrieges über die weiter zu treffenden Maßregeln Rücksprache zu nehmen.

---

*) Historisch! Dies war in der That bei diesem Aufstande, — dem zweiten wichtigen Akt, der den Boden der Vendée mit Bürgerblut färbte, der Feldruf der Landleute.

4.

Die Auferstehung von den Todten.

Wir müssen unsere Leser noch ein Mal auf das blutgetränkte Schlachtfeld von Valmy führen, auf welchem der edle d'Amblemont nebst so vielen Tapfern seinen Tod gefunden hatte.

Es war am Morgen nach der Schlacht. Das blutige Feld, auf dem der Tod eine so reiche Ernte gehalten hatte, war mit zahllosen Leichen bedeckt, die einen um so erschütternderen Anblick boten, da die meisten durch die Habgier der plündernden Soldaten, denen sich die Bauern der benachbarten Ortschafen zugesellt hatten, ganz oder beinahe ganz nackt ausgezogen waren.

An mehreren Stellen sah man Arbeiter beschäftigt, große Gruben zu machen, die zu dem gemeinschaftlichen Grabe der Gefallenen bestimmt waren, die, einander zum

erbitterten Todeskampfe noch so kürzlich erst gegenüber, hier in friedlicher Ruhe nebeneinander dem ewigen Schlafe überliefert wurden. Wagen fuhren auf dem Blutfelde umher, die Leichen zu sammeln, die an einzelnen Stellen, wo der Kampf am wüthendsten getobt hatte, in ganzen Haufen übereinander lagen.

Ganz besonders war dies da der Fall, wo d'Amblemonts Compagnie zusammengehauen wurde.

Hier hatten die Arbeiter, die das traurige Geschäft verrichteten, vollauf zu thun, und die ganze Ladung des Wagens war schon beinahe voll, ohne daß derselbe nöthig gehabt hatte, nur ein einziges Mal weiter zu fahren.

Es war ein gräßlicher Anblick, zu sehen, wie die Arbeiter, welche, dazu aus den umliegenden Ortschaften commandirt, ihr Geschäft nur mit Widerwillen und Schauder verrichteten, um nur schnell damit zu Ende zu kommen, die blutigen, entstellten, oft gräßlich verstümmelten Leichen auf den Wagen warfen, als wären es eben so viele Stücke Holz.

Eben packten zwei Bauern mit derber Faust wieder einen der Todten, der beinahe ganz von einem Haufen Gefallener bedeckt gewesen war, und es wahrscheinlich diesem Umstande zu danken hatte, daß er noch nicht so vollständig ausgeplündert war, wie die übrigen, sondern Hemd, Beinkleider und Stiefel anbehalten hatte.

Wie die Bauern ihn eben hin- und herschwangen,

um ihn auf den Wagen zu werfen, entrang sich seiner Brust ein leiser Seufzer.

Der, welcher am Kopfende gefaßt hatte, hörte diesen Ton, welcher der Aufmerksamkeit des Andern entgangen war; er hielt daher plötzlich inne, und sagte zu seinem Gefährten:

„Du, der lebt noch!“

„Ach, warum nicht gar!“ entgegnete der Zweite. „Mach nur fort, daß wir zu Ende und nach Hause kommen.“

„Nein, wahrhaftig, er lebt!“ sagte der Erste. „Hör' nur selbst!“

Und in der That entrang sich in diesem Augenblicke ein zweiter Schmerzenslaut der Brust des vermeintlichen Todten. —

„Na, wenn auch,“ sagte der Zweite roh und gefühllos. „Ist wirklich noch ein Funke Leben in ihm, so muß er doch bald erlöschen, und es ist daher eben so gut, wir werfen ihn jetzt zu den Andern, wie in einer halben Stunde.“

„Pfui, schäme Dich, Peter!“ rief der Erste entrüstet, „einen Deiner Nebenmenschen lebendig begraben zu wollen.“

„Ach, was, Nebenmensch!“ brummte Peter, „es ist ja nur ein Franzose, das kannst Du ja an der Farbe seiner Hosen erkennen.“

„Und wenn auch!“ schalt der Menschenfreundliche aufgebracht, „ich leide es nun einmal nicht, daß er begraben wird, bevor er wirklich und ganz vollständig todt ist. Vielleicht kann er doch noch gerettet werden.“

„Nun, was zankt Ihr Euch da, Ihr faulen Kerle,“ fragte herzutretend einer von den Beamten, welche mit der Beaufsichtigung der Beerdigung beauftragt waren. „Weshalb fahrt Ihr nicht fort in Eurer Arbeit? — Soll ich Euch etwa helfen?“

Dabei schlug er an seinen Säbel.

„Herr,“ antwortete der mitleidige Bauer, „hier die Leiche, die wir eben halten, ist nicht todt, und mein Kamerad will sie doch mit auf den Wagen werfen und beerdigen lassen.“

„Was! Eine Leiche untersteht sich, nicht todt zu sein?“ antwortete lachend der Aufseher.

Zugleich aber trat er näher hinzu, ergriff den herunterhängenden Arm des Sterbenden und fühlte nach dem Puls. —

Der Aufseher war ein Arzt, den Arbeitern für den eben jetzt eingetretenen Fall beigegeben, daß sich noch irgendwo die Hoffnung zeigen sollte, ein Menschenleben zu erhalten.

„Ja, wahrlich,“ sagte er nach kurzer Prüfung. „Der Mensch lebt noch. — Legt ihn dort hin,“ fuhr er fort, ndem er seitwärts auf eine freie Stelle deutete, „damit

ich seine Wunde untersuche, und sehe, ob sich noch etwas thun läßt."

Die Bauern befolgten den Befehl, legten den Verwundeten sanft nieder und der Wundarzt kniete an seine Seite. Die blutende Brust, das durchstochene Hemd, der rieselnde Quell, der noch immer in einzelnen Tropfen daraus hervorsickerte, ließen keinen Zweifel über den Sitz der Wunde. Der Arzt legte das Hemd zurück, nahm sein Besteck hervor und sondirte die Verletzung. Seine Mienen erheiterten sich dabei allmählig immer mehr, und er murmelte sehr zufrieden vor sich hin:

„Ein Bajonnetstoß, der das Fleisch arg zerrissen hat, aber die erste Heftigkeit muß durch das Bandelier gebrochen worden sein; dann ist der Stoß an dem Brustknochen abgeglitten und hier unter dem rechten Arme wieder herausgegangen, ohne irgend einen edleren Theil zu verletzen. — Wenn der Blutverlust ihn nicht tödtet," fuhr er in seinem Selbstgespräche fort, „die Wunde thut's nicht. — Doch er ist jung und kräftig, und so kann er es allem Anscheine nach überstehen."

Während er so sprach, war er zugleich thätig damit beschäftigt, einen ersten Verband anzulegen, und als dies geschehen war, ließ er einen der Wagen kommen, die zu dem Zwecke mitgenommen waren, die wenigen Verwundeten zu transportiren, welche etwa noch zu retten gewesen wären. Auf diesen ließ er ihn mit aller möglichen Scho-

nung legen, und befahl dann, ihn augenblicklich nach dem Feldhospitale zu bringen, das höchstens eine Stunde entfernt war.

So sah sich der Verwundete, für den Augenblick wenigstens, einem unvermeidlich scheinenden Tode, der ihn unter mehrfacher Gestalt bedroht hatte, entrissen, und in sorgsame Pflege gebracht, obgleich diese bei der großen Menge der Verwundeten und der unzureichenden Zahl der Aerzte, viel zu wünschen ließ.

Doch was in der Wartung und Behandlung etwa versäumt wurde, das ersetzte seine Jugend, seine kräftige Natur in reichem Maße, und als die erste Heftigkeit des Wundfiebers ausgetobt hatte, schlug der Genesende zu neuem Leben die Augen auf.

Verwundert blickte er umher und suchte sich zu besinnen, was mit ihm vorgegangen sei; doch wie die Erinnerungen allmählig klarer aufstiegen, da überzog eine finstere Wolke sein Gesicht, und indem er mit einem schmerzlichen Seufzer auf sein Lager zurücksank, murmelte er dumpf zwischen den Zähnen:

„Der Chevalier von Montreuil — gefangen in den Händen der Republikaner! — Aber,“ fügte er wieder finster hinzu, — „doch noch am Leben, und mit der Gesundheit wird sich auch die Freiheit wieder erlangen lassen, — also — Verstellung und List, daß diese Hunde in mir den treuen Royalisten, den Edelmann nicht ahnen.“

Und ohne Zögern entwarf er einen Plan, wie er den Gefahren, von denen er umringt war, entgehen könnte. —

Wir werden später sehen, ob es ihm gelang, denselben glücklich zum Ziele zu führen.

5.

Drohende Gefahr.

Auf dem Herrenhofe zu Rosven waren die Mitglieder der Familie, die wir dem Leser bereits vorführten, versammelt; nur Ermel und der Chevalier von Kerbozec fehlten, und man hatte seit langer Zeit keine Nachricht von ihnen erhalten.

Auch Hilaire war für den Augenblick nicht in dem Gemache zugegen, in welchem alle Andern in tiefster Niedergeschlagenheit das Lager umstanden, auf dem die gute Frau ausgestreckt lag, und an dessen Kopfende der gute Herr in seinem Sorgenstuhle saß, den Kopf auf die Brust herabgesunken, die Hände gefaltet auf den Knieen liegend.

Keiner sprach ein Wort. Alle schienen lauschend an den Lippen der Greisin zu hängen, die mit geschlosse-

nen Augen dalag, die Brust von matten, leisen Athemzügen gehoben.

Der Sand ihrer Lebensuhr war abgelaufen und sie sah ihrer Auflösung mit jedem Augenblicke entgegen.

Wohl ihr! Der Himmel erbarmte sich ihrer gnädig, indem er sie, ihr eine kurze Spanne des Erdenlebens entziehend, vor einer zahllosen Masse Sorgen und Trübsal bewahrte, die ihren schwachen Lebensfaden gewaltsam und schmerzlich zerrissen haben würden, während sie jetzt still und friedlich erlosch, wie eine Lampe, deren Oel ausgebrannt ist.

So natürlich aber auch dieses Ereigniß war, seit so langer Zeit es sich bei dem hohen Alter und der Hinfälligkeit der guten Frau schon erwarten ließ, so tief erschütterte und betrübte es gleichwohl alle Mitglieder dieser ächt patriarchalischen Familie, die an der theuren Frau mit wahrer Ehrfurcht und Verehrung hingen.

Selbst der kleine Jean, sonst so wild und ungestüm, blickte lautlos auf die Sterbende, die kleinen Hände fromm gefaltet und leise Gebete vor sich hin murmelnd.

„Schick' den kleinen Jean hinab, Louise," flüsterte Armand seiner Schwiegertochter zu. „Er soll Hilaire sagen, daß er heraufkommt. Es muß gleich mit der guten Mutter vorbei sein und es wäre mir zu schmerzlich, sollte sie nicht alle Mitglieder der Familie, die zugegen

sein können, um ihr Lager versammelt sehen, wenn Gott ihr vielleicht die Gnade verleiht, noch einmal zum Bewußtsein zurückzukehren, um uns Allen ihren letzten Segen zu verleihen."

Louise schlich auf den Zehen zu ihrem Sohne, diesem den empfangenen Auftrag mitzutheilen, und der Knabe entfernte sich eiligst, mit gleicher Sorgfalt jedes Geräusch vermeidend, indem er das Gemach verließ und die Thür hinter sich schloß.

Während oben in dem Sterbegemache die lautloseste Stille herrschte, ging es dafür um so lebhafter und lärmender in einem andern Theile des Herrenhauses von Rosven zu.

In der großen Halle waren sämmtliche Diener des Schlosses und eine Menge Pächter und Bauern versammelt, unter denen man besonders Pierre Gavesio, Jean dü Gavre und Andere bemerken konnte, die zu den treuesten Dienern und Anhängern der Familie des guten Herrn gehörten.

Hilaire ging zwischen ihnen umher, an Einige Waffen austheilend, die er aus den Händen der Diener nahm, welche ihm folgten, und die zum großen Theile aus der Rüstkammer der Familie herrührten, in der sie lange Jahre als Zierrath gehangen hatten, ohne sich träumen zu lassen, daß sie noch jemals wieder in Gebrauch genommen werden sollten, nachdem sie zum Theil schon

seit Jahrhunderten in dem Zustande der Ruhe zugebracht hatten. —

An die Wenigen, welche im Besitze von Feuerwaffen verschiedener Art waren, vertheilte Hilaire Pulver und Kugeln, Allen aber dankte er während dieser Beschäftigung, daß sie gekommen waren, indem er zugleich Jedem den Posten anwies, den er einnehmen sollte, wenn der gefürchtete Angriff stattfinden sollte.

„Verlaßt Euch darauf, daß sie kommen werden, Herr Hilaire," versicherte Pierre Gavesio. „Als ich vorgestern in Vannes zu Markte war, habe ich es mit meinen eigenen Ohren gehört, wie sie die Schlösser und Herrensitze bezeichneten, auf denen sie Nachsuchung nach den guten Priestern halten wollen, die sie dort verborgen wissen oder glauben; und daß der ehrwürdige Herr von St. Ermel bei unserem guten Herrn eine Zufluchtsstätte gefunden hat, ist in der ganzen Gegend kein Geheimniß, also wird es auch wohl denen in Vannes zu Ohren gekommen sein."

„Aber wenn sie, wie Du sagst, schon gestern früh ausziehen wollten," entgegnete Hilaire, „so müßten sie doch schon längst hier sein."

„Ja, wenn sie blos einen Spaziergang zu machen hätten," lachte der alte Gavesio, „dann wohl; doch hoffentlich werden sie auf den andern Edelsitzen, denen ich die Warnung zukommen ließ, eben so empfangen

worden sein, wie wir sie zu empfangen gedenken, und wer weiß, ob ihnen nicht dadurch schon die Lust zu weiteren Besuchen vergangen ist und sie mit langer Nase und blutigen Köpfen wieder nach Hause zurückkehrten. — Doch darüber können wir nicht lange in Ungewißheit bleiben, denn ich habe meine Söhne auf Kundschaft an die bedrohten Orte ausgeschickt, und sie werden gewiß nicht säumen, mir Nachricht zu bringen, sobald es etwas von Wichtigkeit zu berichten giebt."

Das Vertrauen des alten Pächters wurde auf der Stelle gerechtfertigt, denn kaum hatte er die Worte ausgesprochen, als die Thür der Halle hastig aufgerissen wurde und François, sein ältester Sohn, athemlos hereintrat. —

„Sie kommen! Sie kommen!" rief er mitten in die Versammlung hinein, die dadurch in eine gewaltige Aufregung gerieth.

„Ruhe! Ruhe!" gebot Hilaire mit laut erhobener Stimme, und in der That legte sich auf sein Wort der laute Lärm, der einen Augenblick geherrscht hatte, sogleich wieder. —

„Und Du, François," wendete sich Hilaire hierauf zu dem Angekommenen, „berichte in der Kürze, was Du uns mitzutheilen hast."

„Ich hielt mich, wie mein Vater mir befohlen hatte, in der Nähe von Couesnon auf," erstattete François

seinen Bericht, „an einem sichern Orte, von wo ich Alles beobachten konnte, was um den Herrensitz vorging. Noch war ich nicht lange daselbst verborgen, da sah ich auf der Straße, welche von Vannes kommt, eine Staubwolke aufsteigen, und bald blitzten im Scheine der Sonne daraus zahlreiche Bajonnette hervor. Ich konnte nicht zweifeln, daß es die Hunde von Blauen waren, auf ihrem Mordzuge begriffen. Nach einer kleinen halben Stunde waren sie heran und marschirten, so viel ich sie schätzen konnte, etwa zweihundert Mann, gerade auf das Herrenhaus von Couesnon zu. Doch wenn sie geglaubt hatten, nur so gerades Weges hineinspazieren zu können, so fanden sie sich arg getäuscht. Die Zugbrücke war aufgezogen und aus den Fenstern streckte sich manches Feuerrohr ihnen entgegen.

„Einen Augenblick schienen sie zu stutzen, dann aber brachen sie in wildes Geschrei aus und stürzten auf das Herrenhaus zu. Aber die drinnen waren nicht faul und ich sah manchen von den Blauen stürzen, der den Versuch machte, durch den Graben zu klettern; mancher humpelte, nicht so schwer getroffen, zurück, und endlich ließen Alle von dem Angriffe ab und zogen sich außer Schußweite von dem Schlosse zurück!

„Da mußten sie wohl eine Berathung gehalten haben, denn nach kurzer Zeit sah ich, wie ein kleiner Trupp auf der Straße nach Vannes zurückkehrte, die

Andern aber sich in einzelnen Abtheilungen rings um den Herrensitz vertheilten und lagerten.

„Ihre Absicht war klar genug. Die Zurückgeschickten sollten Verstärkung herbeiholen und die Gebliebenen unterdeß das Schloß bewachen.

„Ich hatte mich nicht getäuscht, doch die Verstärkung kam viel eher, als es möglich gewesen wäre, hätte sie aus Vannes herbeigeholt werden müssen, und ich überzeugte mich daher, daß die Ankommenden eine zweite Abtheilung sein müßten, welche zugleich mit der um Couesnon lagernden ausgezogen war, um einen der andern Edelsitze anzugreifen. Die Erfahrung, die sie bei Couesnon gemacht hatten, belehrte sie gewiß, daß es besser sein würde, ihre Streitkräfte zu vereinigen, und als ich den zweiten Haufen kommen sah, der ungefähr eben so stark sein mochte, wie der erste, glaubte ich gewiß, daß sie nun sogleich den Angriff erneuern würden. Doch darin hatte ich mich getäuscht. Ich sah, wie sich eine Menge in dem benachbarten Gebüsche vertheilte, und bald kamen sie daraus zurück, beladen mit Reißig, das sie dann, vereint mit den zurückgebliebenen Kameraden, in Bündel banden, ohne Zweifel in der Absicht, damit den Graben auszufüllen, um dann das Herrenhaus von allen Seiten angreifen zu können.

„Doch darüber kam die Dunkelheit heran und sie verschoben den Angriff bis zum heutigen Morgen, sich

um zahlreiche Wachtfeuer lagernd, die rings um den Herrensitz an vielen Orten aufflammten, und bei ihrem hellen Scheine sehen ließen, daß ein Theil der Blauen die ganze Nacht fortwährend damit beschäftigt war, Reißigbündel anzufertigen.

„Kaum graute der Tag, als die Trommeln wirbelten und der Angriff begann.

„Wie ich es vorausgesehen hatte, so geschah es: Von allen Seiten zugleich rückten die Blauen, ihre großen Reißigbündel vor sich her tragend und dadurch zum Theil gegen die Kugeln aus dem Schlosse geschützt, gegen den Graben vor. Sobald sie ihn erreicht hatten, warfen sie ihre Bündel hinein und bald war er damit zum größten Theile ausgefüllt. Dann ging's zum allgemeinen Sturm. Doch dies Mal mußten sie zurückweichen, so viele streckten die in dem Herrenhause ihrer nieder. Endlich gelang es ihnen bei einem vierten Angriff, eine der Nebenthüren zu sprengen und nun drangen sie unaufhaltsam in das Gebäude ein. Im Innern mußte sich noch ein wüthender Kampf entsponnen haben, denn es tönte daraus lautes Geschrei bis zu mir herüber, und erst etwa nach einer Stunde wurde es allmählig weniger laut, bis ein wildes Jubelgeschrei, in das die ganze Rotte ausbrach, mir verkündete, daß der Sieg vollständig errungen sein müßte."

Der ehrliche François hatte sich ganz außer Athem gesprochen. Er machte daher eine Pause, um zu ver-

schnaufen. Da trat der kleine Jean herein und verkündete dem Vater den Auftrag, den die Mutter ihm ertheilt hatte.

„Ich komme sogleich,“ sagte Hilaire, und während Jean in das Sterbezimmer zurückeilte, wendete sein Vater sich zu Pierre Gavesio mit den Worten:

„Mein alter Freund Gavesio, vernimm Du vollends den Bericht Deines Sohnes und triff darnach die nöthigen Anordnungen. Ich muß hinauf, den letzten Segen meiner Großmutter zu empfangen.“

Und ohne weiter eine Antwort abzuwarten oder noch etwas hinzuzufügen, eilte er aus der großen Halle.

„Nun, François, erzähle weiter,“ gebot Pierre Gavesio seinem Sohne, „aber sei kurz, damit sie uns nicht etwa über den Hals kommen, ehe wir einen bestimmten Entschluß gefaßt haben.“

François folgte der Aufforderung seines Vaters und fuhr fort:

„Als es still geworden war, dauerte die Ruhe jedoch nicht lange, denn bald erhob sich ein Lärm anderer Art, als das Kampfgetöse, und ich durfte nicht daran zweifeln, daß die verruchten Blauen den Edelsitz plünderten und das, was sie nicht fortschleppen konnten, zertrümmerten. Einzelne kamen mit Bündeln, oft so schwer, daß sie dieselben kaum zu tragen vermochten, aus dem Schlosse und lagerten sich in dessen Nähe mit ihrer Beute. Andere

wälzten Fässer herbei, die sie in den Kellern gefunden hatten und der Wein floß in Strömen. Sie jubelten wild, beleuchtet von dem Brande des Herrenhauses von Couesnon, aus dem bald einzelne Flammen auf verschiedenen Punkten hervorbrachen und das bereits ein Trümmerhaufen war, noch ehe die tolle Rotte auf den Boden der Fässer kam.

„Als der Wein ausgetrunken war, rüsteten die Halunken sich zum Aufbruche; die sämmtlichen Beutegegenstände wurden auf Befehl der Führer auf einen Haufen geworfen und ein starkes Piket zum Schutze dabei aufgestellt. Dann ordneten sich die Reihen, so gut dies bei dem Zustande der Trunkenheit, in welchem sich die Meisten befanden, gehen wollte, und ich hörte sie brüllen: „Auf, nach Rosven!“

„Da lief ich, so schnell ich konnte, her, die Nachricht zu verkünden.“

„Freunde,“ rief Pierre Gavesio, als François seine Erzählung beendet hatte, „die Feinde haben uns, indem sie ihre Streitkräfte zum gemeinsamen Angriffe auf Couesnon vereinigten, gezeigt, was wir zu thun haben, indem sie auf diese Weise den Sieg errangen, der ihnen bis dahin streitig gemacht worden war. — Ich bin daher der Meinung, während wir hier die Anstalten zu einer kräftigen Vertheidigung treffen, Boten an die andern bedrohten Edelsitze auszusenden und sie auffordern zu

lassen, uns zu Hilfe zu kommen, um vereint dem Feinde zu widerstehen, dem wir außerdem jedenfalls erliegen müßten. — Du, Antonio," sagte er zu einem der jüngern Bauern, „eile daher sogleich nach Severac, theile dem gnädigen Herrn mit, was Du von François hörtest, und bitte ihn, auf der Stelle mit allen seinen Leuten aufzubrechen und den Blauen in den Rücken zu fallen, während wir ihren Angriffen tapfern Widerstand leisten. Stelle es ihm nur recht eindringend vor, daß er für sich selbst nichts zu fürchten hat, so lange wir hier von dem Feinde bedroht werden und biete Alles auf, ihn dafür zu stimmen, daß er unserer Aufforderung nachkommt. — Du mußt übrigens Deinen Auftrag so ausrichten, als käme er von dem guten Herrn selbst, oder von Herrn Armand. Und gewiß würde dieser uns beistimmen, dürften wir in dem feierlichen Augenblicke, wo das edle Haus von einem so harten Schlage bedroht wird, ihn wegen solcher eitlen, weltlichen Dinge seiner heiligen Pflicht entziehen."

Der Bauer, dem Pierre Gavesio diesen Auftrag ertheilt hatte, eilte davon, die beste Vollstreckung versprechend.

Gavesio wendete sich hierauf zu einem Andern.

„Du, Thomas," sagte er, „überbringst die gleiche Botschaft, die Du eben hörtest, an den edlen Herrn von La Grén, und Du, Nicolas, nach Guerronnet. — Eilt,"

fügte er hinzu, „und kehrt jedenfalls auf der Stelle zurück, damit wir wissen, was wir zu thun haben."

Die beiden jungen Bauern verließen hastig die große Halle, und Pierre Gavesio ermahnte die Uebrigen, sich Jeder an den Posten zu begeben, den ihnen Herr Armand schon vorher für den Fall eines Angriffes angewiesen hatte, er selbst aber ging überall umher, zu sehen, ob die Vertheidigungsanstalten so gut getroffen wären, wie es sich thun ließ, und zufrieden mit der Inspection, nahm er dann den ihm bestimmten Posten ein, noch einmal sorgsam sein Gewehr prüfend, ob es auch im gehörigen Stande sei, gute Dienste zu leisten.

Hierauf sprach er ein kurzes Gebet und sah nun gefaßt den kommenden Ereignissen entgegen, indem er scharf hinausspähte auf die Straße nach Couesnon, von wo die verfluchten Blauen zum Angriffe heranziehen mußten. —

6.

Kampf und Sieg.

Während in den untern Räumen des Herrenhauses von Rosven auf solche Weise die Anstalten zu einem blutigen Kampfe getroffen wurden, fand auch in dem stillen Sterbegemache, in welchem die ganze Familie de La Faugerais versammelt war, ein Kampf Statt, der, wie jener, den Tod im Gefolge haben sollte. Doch es war nicht der blutige, lärmende Kampf eines wilden Ringens, sondern der milde Kampf einer, die irdische Hülle abstreifenden Seele. —

Als Hilaire auf die Mahnung seines Vaters in das Sterbegemach zurückgekehrt war, lag die greise Dame, deren Ende nahe war, noch längere Zeit in ihrem Zustande der Betäubung, und lautlos, mit angehaltenem Athem, achteten Alle, die in dem Zimmer anwesend waren, auf

die geliebte Sterbende, augenblicklich die leiseste Bewegung zu erspähen, die sie machen würde.

Endlich schlug die gute Frau die Augen auf. Sie versuchte sich auf ihrem Lager emporzurichten, und schnell hinzuspringend war Louise ihr dazu behilflich. Ihre Augen blickten verstört im Kreise umher, und sie schien sich nur mühsam zu besinnen, wo sie sich befand. — Ihr Geist schien bereits in anderen Regionen geweilt zu haben und sich auf der Erde nicht mehr heimisch zu fühlen. Bald jedoch erkannte sie all' die lieben, ihr so trauten Gesichter, von denen sie sich umgeben sah; ein mildes, verklärtes Lächeln umspielte ihre Lippen und freundlich reichte sie dem Gatten, mit dem sie so lange Jahre Freude und Leid in der innigsten Eintracht getheilt hatte, die runzelvolle, abgemagerte Hand, die der Greis unter heißen Thränen an seine Lippen zog.

„Weine nicht, mein geliebter Freund," flüsterte sie kaum hörbar mit matter Stimme; „mein Tod entrückt mich zahllosen Leiden, die ich binnen kurzer Zeit über dies unglückliche Land hereinbrechen sehe und die mich unter bittern Schmerzen abgerufen haben würden, während jetzt meine Seele in süßem Frieden scheidet, wenn auch tief betrübt über das Unglück, das dröhnend über dem Haupte aller meiner Lieben schwebt. — Du aber, mein geliebter Freund, der Du so lange Jahre mein Leben verschöntest und erheitertest, tröste Dich, weine

nicht über meinen Verlust, denn ich sterbe gern, Du aber wirst bald, sehr bald wieder mit mir vereinigt sein; deshalb laß uns für die kurze Trennung keinen schmerzlichen Abschied nehmen. — Ihr aber," wendete sie sich nach einer kurzen Pause, deren sie bedurfte, um ihre erschöpften Kräfte neu zu sammeln, — „Ihr aber stehet fest in den Stürmen, die Euch bald von allen Seiten umtoben werden. Bleibet treu Euren Pflichten, dem Könige, den uns Gott gegeben, seiner heiligen Religion, und der Lohn ist Euch gewiß, sei es auf dieser sündigen Welt, sei es in jenen lichten Räumen, wo wir einst Alle wieder vereinigt sein werden. — Knieet nieder und empfanget meinen letzten Segen."

Dem Gebote der hochverehrten Greisin stumm gehorchend, beugten Alle unter leisem Schluchzen das Knie zur Erde, senkten den Kopf und empfingen den Segen, den die Sterbende ihnen, beide Hände über ihre Häupter ausstreckend, schweigend ertheilte.

Diese Handlung einer letzten heiligen Pflicht hatte die Kräfte der Greisin erschöpft. Sie sank zurück auf ihr Lager; ein Seufzer entrang sich ihrer Brust; — sie hatte geendet!

Der gute Herr trat hinzu, drückte einen Kuß auf die erblaßten Lippen, flüsterte leise: „der Herr empfange gnädig ihre Seele!" und ließ still weinend das greise Haupt auf die Brust der Entschlafenen sinken.

„Amen!“ flüsterten die Umstehenden, fromm die Hände faltend.

Da fiel ein Schuß und gleich darauf ertönte außerhalb des Schlosses wildes Geschrei.

Rasch sprangen Alle von dem Boden auf, an dem sie noch immer gekniet hatten, und Armand und Hilaire, der Pflichten eingedenk, die jetzt ihrer harrten, stürzten aus dem Gemache, der kleine Jean folgte ihnen hastig.

Louise und Francesa, an welche die kleinen Kinder sich ängstlich anklammerten, traten mit scheuen Blicken an das Fenster, zu sehen, was draußen vorging, Jean François aber, das greise Haupt der Familie, legte mit dem Ausdrucke einer stillen Freude in den edlen Zügen seines gefurchten Gesichtes die Hand auf die erkaltete Stirn der Todten und sagte:

„Wohl Dir, mein geliebtes Weib, daß der Himmel Dir die Tage ersparte, die jetzt über uns hereinbrechen werden. — Möge Deine Prophezeihung in Erfüllung gehen und ich bald, recht bald mit Dir vereinigt sein!“

Während der Greis diesen Wunsch aussprach, entspann sich der Kampf in voller Heftigkeit.

Die Republikaner, bei denen der Rausch vor dem Siege und dem Weine bei Coucsnon noch nicht verflogen war, stürmten unter wildem Geschrei gegen den Herrensitz von Rosven an. Doch überall wurden sie kräftig zurückgewiesen, und noch ehe es ihnen gelang, einen der

festverrammelten Eingänge zu erbrechen, sahen sie sich auch schon durch den starken Verlust, den sie erlitten, genöthigt, sich zurückzuziehen, um sich zu einem neuen Angriffe zu ordnen und zu ermuthigen.

Die Vertheidiger des Schlosses, stark durch das Bewußtsein, für die gute Sache zu fechten, durch die Ueberzeugung, daß sie, besiegt, auf keine Gnade rechnen durften, und durch die Hoffnung auf die Hilfe von den andern Edelsitzen, die sie mit Gewißheit erwarteten, vertheidigten sich mit der hartnäckigsten Tapferkeit. Sie thaten keinen Schuß, ohne genau zu zielen, und beinahe jede Kugel, die sie abfeuerten, streckte einen ihrer Feinde todt oder kampfunfähig zu Boden. So oft die Blauen zurückweichen mußten, begleitete die Besatzung des Schlosses diesen Rückzug mit einem verhöhnenden Jubelgeschrei.

Unter den Vertheidigern war keiner der Unthätigsten der kleine Jean.

Als — wie wir erwähnten — sein Vater und sein Großvater bei dem ersten Schusse das Sterbegemach eiligst verließen, war er ihnen gefolgt, und das kleine Jagdgewehr ergreifend, mit dem sein Vater ihn nach der Sitte, die Kinder des Adels früh in dem Gebrauche der Waffen zu üben, beschenkt hatte, fragte er mit keckem Muthe:

„Wo ist mein Posten, Vater?“

Herr Hilaire sah den Knaben verwundert an, doch

Freude über den Muth des Kindes strahlte aus seinem Gesichte, als er, halb ernst, halb spöttisch antwortete:

„In der Kinderstube, Jean!"

Doch was der Vater als Ironie gemeint hatte, nahm der Knabe für Ernst, und mit einem kurzen:

„Gut, Vater!" entfernte er sich auf dem Wege zur Kinderstube.

Herr Hilaire war in diesem Augenblicke zu sehr mit der drohenden Gefahr beschäftigt, um sonderlich Acht auf den Ton zu geben, mit welchem sein Sohn diese Worte sprach. Er entfernte sich daher rasch, ohne eine Ahnung, daß Jean des Vaters Gebot für Ernst gehalten haben könnte. —

Und dennoch war dies der Fall.

Mit der stolzen Miene eines Kriegers, der sich der Wichtigkeit seines Auftrages bewußt ist, trat er in die Kinderstube, in welcher die Wärterinnen seiner jüngeren Geschwister sich scheu in die Ecken drückten, denn schon war eine Kugel klirrend durch die oberen Scheiben des Fensters geflogen, als sie sich zur Befriedigung ihrer weiblichen Neugier nur einen Augenblick an demselben gezeigt hatten.

Als der Knabe jetzt keck an das Fenster trat, es öffnete und das Rohr seines kleinen Gewehres zielend hinauslegte, sprangen die Mädchen erschrocken hinzu,

faßten ihn, zogen ihn von der Oeffnung zurück und riefen ängstlich:

„Um des Heilandes und der heiligen Jungfrau willen, was wollen Sie thun, junger Herr!? Dort am Fenster ist es gefährlich; — kommen Sie hierher; hier in der Ecke ist es sicher."

Doch Jean machte sich gewaltsam von den Mädchen los, maß sie mit stolzen, verächtlichen Blicken vom Kopf bis zu den Füßen und sagte dann, sich des vollen Gewichtes seiner Würde bewußt:

„Mein Vater hat mir die Vertheidigung dieses Postens übertragen, — also still! — Ist es Euch übrigens hier zu gefährlich," fügte er geringschätzend hinzu, „so könnt Ihr anderswo Sicherheit suchen; ich aber bleibe auf meinem Posten, denn ich bin ein la Faugerais!"

Er sprach diese Worte mit einem so stolzen Ausdrucke, daß die Mädchen scheu zurückwichen, und sein Vorhaben nicht mehr zu hindern wagten. Ueberdies galt in dem Schooße dieser patriarchalischen Familie das Wort des Herrn zu sehr als unantastbares Gebot, als daß die Mädchen auch nur den entferntesten Gedanken gehabt hätten, nach dem, was der Knabe ihnen gesagt, dessen Thun noch ferner hindern zu wollen.

Sie begnügten sich daher, sich zitternd in die sicherste Ecke zu drücken und blickten mit scheuer Ehrfurcht

und Bewunderung auf den tapfern Knaben, der jetzt entschlossen zu dem Fenster trat und Schuß auf Schuß abfeuerte, ohne auch nur von der gefährlichen Oeffnung zurückzuweichen, obgleich die erschrockenen Mädchen ihn jedes Mal darum anflehten, so oft er sein kleines Gewehr neu lud, was bei seinem Mangel an Uebung dieses Geschäftes sehr langsam von Statten ging.

Der Himmel schien den Knaben indeß wunderbar zu beschützen, denn nachdem seine Schüsse, die nicht ganz ohne Wirkung blieben, die Aufmerksamkeit des Feindes auf ihn gelenkt hatten, wurde er das Ziel ihres Feuers, die Kugeln schlugen rechts und links neben dem Fenster ein, mehrere flogen sogar pfeifend an seinem Kopfe vorüber in das Zimmer und eine bohrte sich klatschend mitten in das Fensterkreuz ein, hinter dem er stand, doch er selbst blieb unverletzt, und jedes Mal, wenn wieder ein Fehlschuß auf ihn geschehen war, höhnte der tapfere Knabe hinab in die Reihen der Blauen, gegen die auch schon in seiner jugendlichen Brust der Haß mächtig entflammt war, und sah er, wie eine seiner Kugeln traf, dann brach er in lautes Jubelgeschrei aus.

Indeß war die Zahl der Angreifer zu groß für die der Vertheidiger, und während Jene immer auf's Neue wieder anstürmten, erlahmte die Kraft dieser allmählig; ihr Feuer ließ nach und zuletzt fielen nur noch einzelne Schüsse: ihr Pulver war zu Ende!

Schon sahen sie dem Augenblicke entgegen, wo ihre letzte Kugel verschossen sein würde und ihnen nichts mehr blieb, als im Faustkampfe den Kampf der Verzweiflung gegen die eindringenden Feinde zu kämpfen, unter deren wiederholten Schlägen bereits die eine Thür zu wanken begann; — und noch immer kam die erwartete Hilfe von den andern Edelsitzen nicht, so ängstlich sie auch nach derselben ausspähten.

„Muth, meine Freunde!“ sagten Armand und Hilaire, welche von Posten zu Posten gingen, ihre Leute anzufeuern, obgleich es dessen kaum bedurfte, da Alle mit wahrer Todesverachtung fochten. „Laßt uns nur noch kurze Zeit ausharren; gewiß kommt die erwartete Hilfe bald!“

Dies Vertrauen sollte sie nicht täuschen, denn laut jubelnd eilte Pierre Gavesio herbei, der eben auf die Zinne des Thürmchens gestiegen war, von wo er die ganze Gegend übersehen konnte.

„Sie kommen! Sie kommen!“ rief er schon von Weitem; „eben sah ich ihre Spitze aus dem Gehölze von Stermel hervorbrechen und bald werden sie die Blauen im Rücken angreifen.“

In der That hatte Gavesio diese Worte kaum ausgesprochen, als vor dem Schlosse, in der Richtung, die Pierre andeutete, ein lebhaftes Feuern entstand, begleitet von einem wilden Geschrei, und hinausblickend gewahrte

Herr Armand, wie ein Theil der Angreifer sich wendete, dem neuen, unerwarteten Feinde die Spitze zu bieten, und wie dann die Andern scheu und unentschlossen von dem Herrensitze zurückwichen.

„Jetzt hinaus und unsern Freunden entgegengearbeitet!“ rief Pierre Gavesio mit wilder Begeisterung.

„Meine Freunde!“ stimmte Herr Armand bei, „Gavesio hat Recht, nur so können wir den Sieg erringen. Hinter unsern Mauern vermögen wir um so weniger auszurichten, da wir uns bald ganz verschossen haben. Drauf, drauf! Mit Gott für den König und die heilige Religion!“

„Mit Gott für den König und die heilige Religion!“ wiederholten Alle, und um die guten Herren, Armand und Hilaire sich schaarend stürmten sie, die Hindernisse, die ihnen den Ausgang wehrten, schnell beseitigend, hinaus, mitten unter die Schaar der Feinde.

Diese, so plötzlich von zwei Seiten angegriffen, wichen vor dem ersten Anprall zurück; doch der Rausch, der sie Anfangs begeistert hatte, begann jetzt der nothwendig darauf folgenden Erschlaffung zu weichen, und von Schrecken ergriffen, wendeten erst Einzelne sich zur Flucht, dann folgten Andere und bald ertönte allgemein der Ruf:

„Rette sich wer kann!“

Der Kampf war beendet und das ganze Feld

bedeckte sich mit Flüchtlingen, von denen die Meisten ihre Waffen weggeworfen, um schneller laufen zu können. —

Der Sieg war vollständig, und unter der lauten Wiederholung ihres Feldgeschreies: „Mit Gott für den König und die heilige Religion!“ eilten die Royalisten hinterdrein, Jeden, den sie einholen konnten, ohne Barmherzigkeit niederstoßend.

Doch die Todesangst verlieh den Fliehenden Flügel und bald hatten sie einen weiten Vorsprung vor ihren Verfolgern gewonnen.

Allein sie sollten deshalb dem drohenden Verderben dennoch nicht entrinnen.

Schon hielten sich die Republikaner für gerettet, denn immer größer wurde die Entfernung, die sie von ihren Verfolgern trennte, und sie durften hoffen, von denselben nicht eingeholt zu werden, da fesselte der Schreck plötzlich ihre Schritte und selbst den Tapfersten entsank der Muth.

Ihnen entgegen kamen von zwei verschiedenen Seiten zwei neue Haufen der Royalisten. Es waren die Abtheilungen von la Grén und von Guerronnet, die dem Edelsitze von Rosven auf die Aufforderung der Boten, welche Pierre Gavesio an sie abgesendet hatte, zu Hilfe kamen. Die, welche Rosven entsetzt hatten, waren die aus dem zunächstgelegenen Severac gewesen.

So plötzlich in der Front und im Rücken von dem Feinde bedroht, stutzten die Republikaner einen Augenblick. Doch schnell erkannten sie, daß ihnen keine Rettung blieb, als in einem verzweifelten Kampfe, oder wenn es ihnen gelang, den Feind, der von vorn gegen sie heranzog, über den Haufen zu werfen, ehe sich beide Abtheilungen zu vereinigen vermochten, und besonders ehe ihre siegreichen Verfolger herankamen.

Sie stürzten sich daher mit wildem Geschrei auf die Leute von Guerronnet, die schwächste der ihnen entgegenkommenden Abtheilungen.

Allein die Bauern und Dienstleute, die diesen Haufen bildeten, geführt von dem Herrn von Guerronnet selbst, einem großen, kräftigen Manne von edlem Wuchse, hielten muthig den ersten Anprall der Republikaner aus und bald entspann sich ein wilder Kampf, bei dem freilich die Republikaner den Vortheil der großen Ueberzahl für sich hatten.

Doch dieser half ihnen nur wenig, denn die Leute von Guerronnet wurden aufrecht erhalten durch die Gewißheit, daß schon binnen wenigen Minuten ihre Freunde von zwei Seiten herankommen mußten, und diese beschleunigten ihren Marsch zuletzt bis zum eiligen Laufe, so daß die Republikaner sich bald von allen Seiten umzingelt sahen und auf ein Entrinnen nicht mehr hoffen durften.

Dennoch ergaben sie sich nicht. Sie wußten, daß

sie, besiegt und selbst entwaffnet, auf Gnade nicht rechnen konnten und kämpften daher mit wilder Verzweiflung bis auf den letzten Mann. Nur Einzelnen, die sich mit riesenmäßiger Anstrengung einen Weg durch die Menge der sie umgebenden Feinde bahnten, gelang es, dem allgemeinen Blutbade zu entgehen und die Nachricht der Niederlage nach Vannes zu bringen, wohin sich auch die kleine Abtheilung rettete, die bei der in Coucsnon gemachten Beute zurückgeblieben war.

Die Uebrigen wurden sämmtlich niedergemetzelt. Die Meisten starben wahrhaft heldenmüthig. Wenige nur flehten um ihr Leben, doch ihre Bitten blieben unbeachtet: Was nicht entflohen war, mußte sterben.

Die Edelleute schüttelten sich nach erfochtenem Siege herzlich die Hände, die Beendigung des Blutwerkes ihren Leuten überlassend, und Herr Armand dankte seinen Freunden von Severac, la Grén und Guerronnais herzlich für die ihm so zu rechter Zeit gewährte Hilfe, besonders dem Herrn von Severac, indem er ihm gestand, daß er ohne sein Erscheinen den Angriff der Blauen kaum noch einige Minuten ausgehalten haben würde.

„Was ist da viel zu danken!“ entgegnete der Herr von Severac, ein kleiner, lebhafter Mann, mit jugendlich blitzenden Augen, doch beinahe ganz weißem Kopfe, „was ich Ihnen that, mein lieber de La Faugerais, das that ich zugleich mir selbst, uns Allen; denn kämen wir einander

nicht gegenseitig zu Hilfe, hielten wir nicht kräftig zusammen, unsere Macht durch Vereinigung stärkend, so würden diese blauen Hunde uns gar bald einzeln aufgefressen haben."

„Severac hat Recht," sagte Herr von Guerronnais. „Hätten wir Ihrem Rufe, Armand, nicht gefolgt, so würden die blauen Hunde heute Rosven eingeäschert haben, wie gestern Couesnon; morgen wäre die Reihe an Severac gekommen, und so an uns Alle, an Einen nach dem Andern."

„Deshalb lasset uns einig sein, meine Freunde," sagte Armand de La Faugerais; „nur so dürfen wir hoffen, unseren Feinden Widerstand zu leisten und der Sache des Königs, des Vaterlandes wahrhaft Nutzen zu bringen, ihr zuletzt den Sieg zu erringen."

„Ich stimme de La Faugerais vollkommen bei," nahm Herr von la Grée das Wort. „Uebrigens sollte uns die Erfahrung, die er gemacht hat, als Lehre dienen, uns bei Zeiten mit den nöthigen Pulvervorräthen zu versorgen."

„Als ob wir das könnten, wie wir wollen!" sagte Hilaire de La Faugerais verdrießlich. „Die Städte sind sämmtlich republikanisch gesinnt, und die elenden Krämer, die sonst doch für Geld ihre Seele verkaufen, weigern sich, ihr Pulver selbst um einen weit höheren Preis, als

gewöhnlich, herzugeben, sobald sie glauben, daß der, welcher es kaufen will, ein Royalist ist."

„Ja, ja," bestätigte Guerronnais, „die Erfahrung habe ich auch gemacht, und ich sah mich deshalb genöthigt, einige meiner Leute, als Republikaner verkleidet, tellergroße dreifarbige Kokarden an den Hüten, bis nach Nantes zu schicken, um Pulver und Blei einzukaufen, und in keiner der Städte, wo sie waren, hat man es ihnen verweigert. Ich habe daher einen so großen Vorrath beisammen, daß ich Euch davon ablassen kann, wenn Ihr es wünscht, meine Freunde."

Die Edelleute nahmen den Vorschlag mit Freuden an; dann aber unterbrachen sie ihr Gespräch, verwundert über die Ruhe, die seit kurzer Zeit ringsumher herrschte. Sie blickten fragend umher, da trat der ehrliche Pierre Gavesio, den Kopf mit einem Tuche umwunden, mit ehrerbietigem Gruße zu Herrn Armand de La Faugerais und sagte:

„Edler Herr, unsere Arbeit hier ist gethan; dürfen wir an unsern Heerd zurückkehren und unseren Geschäften nachgehen?"

Ohne auf seine Frage zu antworten, fragte Herr Armand theilnahmvoll:

„Du bist verwundet, mein braver Gavesio?"

„Oh, es hat nichts zu bedeuten," entgegnete Pierre lächelnd. „Einer von den blauen Hunden hatte es auf

mich gemünzt und wollte mir von der Seite das Bajonnet in die Brust stoßen, als ich eben einem seiner Kameraden den Garaus machte. Doch ich bemerkte seine liebevolle Absicht noch zu rechter Zeit und warf seine Waffe durch einen raschen Schlag in die Höhe. Sie ritzte mir die Stirn und sogar ein bischen tief, aber dafür streckte ich ihn todt zu meinen Füßen nieder. — Aber wie steht es mit der Antwort auf meine Frage, edler Herr? Die Brüder wünschen zu ihren Familien zurückzukehren und sind überdies nach der heißen Arbeit hungrig und durstig wie die Wölfe, und hier auf freiem Felde giebt es weder etwas zu essen noch zu trinken."

„Ja, meine Freunde, geht, labt Euch, ruht Euch aus, doch haltet Euch bereit, abermals zu erscheinen, wenn die Sache des Königs und der Religion Euer wieder bedürfen sollte."

„Ihr könnt auf uns rechnen, edler Herr," betheuerte der Pächter; „unser Blut, unser Leben, Alles was wir haben, opfern wir freudig für Thron und Altar."

Pierre Gavesio trat mit einem ehrerbietigen Gruße zurück und eilte, den Landleuten die willkommene Botschaft ihrer Entlassung zu bringen.

An die andern Edelleute ergingen hierauf von ihren Pächtern und Bauern ähnliche Bitten, wie die, welche Pierre Gavesio an Herrn Armand de La Faugerais gerichtet hatte und sie bewilligten dieselben eben so; doch als sie

sich anschickten, ihre Leute zu begleiten, hielt Armand sie zurück. —

„Meine Freunde!“ sagte er, „für den Augenblick, das heißt für die nächsten Tage ist durch unsern heutigen Sieg jede Gefahr von uns entfernt, deshalb bitte ich Sie, Ihre Leute allein ziehen zu lassen und mich nach Rosven zu begleiten, um uns gemeinschaftlich über das zu berathen, was zunächst zu thun sein dürfte.“

Die Edelleute erklärten sich nach geringen, leicht widerlegten Einwänden dazu bereit, und während ihre Leute die verschiedenen Wege nach der Heimath einschlugen, begleiteten die Herren von Severac, la Grée und Guerronnais, nur ihre persönliche Dienerschaft mit sich nehmend, Herrn Armand von Faugerais und dessen Sohn Hilaire nach dem Herrensitze von Rosven.

7.

Brest.

Es dürfte Zeit sein, uns nach dem Chevalier von Kerbozec umzusehen, den wir verließen, als er in Lorient den Postwagen bestieg, der ihn nach Brest bringen sollte, nachdem Meister Piment, der Hochbootsmann des Diadem, ihn den rohen Händen der Patrioten von Lorient und besonders der allzunahen Berührung mit dem riesigen Packan entzogen hatte.

Ohne auf seine Reisegesellschaft zu achten, drückte sich der Chevalier in die Ecke des Wagens, nachdem er Meister Mathieu zum Abschiede die Hand geschüttelt und ihm das Versprechen wiederholt hatte, unverzüglich seine Ablösung von dem gefährlichen Posten in Lorient zu betreiben, wo das Einschreiten des Hochbootsmanns zu Gunsten des Commandanten ihm allerdings früher oder

später die Rache der Patrioten zuziehen mußte; denn wenn diese auch jetzt den Chevalier von Kerbozec als guten Patrioten mit Jubelgeschrei begleitet hatten, so konnte es doch nicht fehlen, daß sie über kurz oder lang in ihm wieder den Royalisten und Aristokraten erblickten und dann dem zürnten, der ihrer Rache das Opfer entzogen hatte.

Der Chevalier versank gar bald in finstere Gedanken, die ihn taub machten gegen das Gespräch, welches seine Reisegefährten mit einander führten, sonst würde er sich wahrscheinlich auf eine Weise hineingemischt haben, die für ihn nur die verderblichsten Folgen hätte haben können.

„Der Convent,“ sagte ein kleiner dicker Mann, welcher sich später als Gewürzkrämer in Vannes erwies, „hat so eben einen Befehl erlassen, daß alle Aristokraten, welche bei der Emigration erwischt werden oder derselben auch nur verdächtig sind, den Gerichten überliefert werden sollen.“

„Und das mit Recht!“ fiel ein langer hagerer Mann ein, seines Zeichens ein Schneider. „Der Convent sollte nur noch kräftiger zu Werke gehen, und mit allen diesen Ci-devants nicht so viel Federlesens machen.“

„Ja, Meister Dûdevant hat Recht,“ stimmte ein dritter Reisegefährte bei. „Der Convent ist viel zu weichlich, und diese zartfühlenden Herren von der Gironde, die der Teufel je eher, je lieber holen möge, hemmen die

ächten und entschlossenen Patrioten in ihrem kräftigen Vorwärtsschreiten. — Ich stimme ihnen vollkommen bei: Die Republik steht nicht eher fest, als bis ein paarmalhunderttausend Köpfe gefallen sind."

„Nun, ich hoffe," sagte der Gewürzkrämer, „die Clubbs werden die wahren Patrioten des Convents unterstützen. Wenigstens wir in Vannes sind ganz auf ihrer Seite."

„Und wir in Lorient etwa nicht?" lachte der lange Schneider. „Bei uns sollte sich nur ein Ci-devant blicken lassen, der würde gewiß am Längsten gelebt haben, wenn er sein Leben nicht durch den Ruf erkaufte: Es lebe die Republik!"

In diesem Sinne wurde das Gespräch zwischen den drei Reisegefährten des Chevalier von Kerbozec noch längere Zeit fortgesetzt, allein dieser hörte, wie erwähnt, kein Wort davon, es traf sein Ohr nur wie ein fernes Gesumme. —

Alles, was er während des Weges von dem väterlichen Schlosse gesehen und gehört hatte, erfüllte ihn mit banger Besorgniß für den König, für das Vaterland, für alle die Lieben, die er daheim gelassen und nie mehr wiederzusehen fürchtete, doch nicht für sich selbst; und wenn er daran dachte, was seiner in Brest warten möchte, wie er sich in dieser allgemeinen Verwirrung, diesem gewaltsamen Umsturze alles Bestehenden, Altherkömmlichen,

benehmen sollte, so mischte sich darein nicht ein einziger Gedanke für sein eigenes Wohl, seine Erhaltung, seine Rettung aus den ihm persönlich wahrscheinlich drohenden Gefahren, sondern er sann nur darauf, wie er dem Könige am Besten dienen könnte.

Seine Reisegefährten wechselten mehrmals, ehe er Brest erreichte, allein Alle waren von demselben Geiste beseelt, wie die ersten; nicht einer, der sich nicht als glühenden Anhänger der Republik gezeigt, der nicht mit unverhohlener Geringschätzung von dem Könige, mit wildem Haß von der Aristokratie und allen Royalisten gesprochen hätte.

Jetzt führte Kerbozec zwar zuweilen ihre Reden, aber er nahm sie mit der kalten Geringschätzung eines Mannes hin, der sich für zu hoch gestellt erachtet, um durch die Worte derer, die unter ihm stehen, erreicht oder beleidigt zu werden. Er that daher, als verstände er nicht, was sie sprachen, und sie mochten zuletzt auf den Gedanken kommen, ihr Reisegefährte sei taub oder stumm, vielleicht auch Beides zugleich, denn noch hatten sie nicht ein einziges Wort aus seinem Munde vernommen, und schon erhoben sich die Thürme von Brest in geringer Entfernung vor ihnen.

Mit klopfendem Herzen fuhr der Chevalier von Kerbozec ein in das Thor der berühmten Hafenstadt, und was sich ihm auf den Straßen zeigte, war nicht geeignet,

die Besorgnisse zu beschwichtigen, die ihn unwillkürlich um so lebhafter ergriffen hatten, je näher er der Stadt gekommen war.

Auf dem Markte erhob sich ein gewaltiger Freiheitsbaum, die Spitze war mit einer großen rothen Mütze geschmückt, von welcher lange dreifarbige Bänder herabflatterten.

Alle Bürger hatten an ihren Kopfbedeckungen dreifarbige Kokarden von gewaltiger Größe, und selbst viele Frauen hatten dergleichen an ihre Brust gesteckt.

Er sah einzelne Trupps Nationalgarden die Straßen durchziehen, und begegneten sie einem der wenigen Offiziere, die sich blicken ließen, so sahen sie ihn keck und herausfordernd an, oder riefen ihm wohl gar Worte des Hohnes entgegen.

Eine Kette Galeerensträflinge kam vorüber. Frech blickten die Verbrecher umher, lachten, plauderten laut mit einander, ohne daß die nebenhergehenden Wachen es verhinderten, und ein Aufseher, der sie begleitete, ließ den Kopf auf die Brust herabsinken, in seiner Hand aber war die sonst so gefürchtete Peitsche nicht mehr zu sehen.

Dieser Abschaum der Menschheit schien ganz offenbar zu sagen:

„Wir tragen unsere Ketten noch, weil es uns so gefällt, allein wir werden sie zerbrechen und abschütteln, sobald wir wollen, das heißt, sobald wir im Klaren darüber sind, was wir dann anfangen sollen.“

Ergriffen, erbittert, empört über alle die Vorzeichen eines herannahenden Sturmes, die er hier erblickte, eilte der Chevalier von Kerbozec, sobald er den Wagen verlassen und sich dienstlich gekleidet hatte, zu dem Hafencommandanten, bei dem er über den ganzen Stand der Dinge genaue Auskunft zu erhalten hoffen durfte.

Was er hier vernahm, lautete sehr traurig.

Unter der Garnison war der Geist der Meuterei bereits offen ausgebrochen. Mehrere der Offiziere waren bei den Bemühungen, die Disciplin aufrecht zu erhalten, von ihren eigenen Leuten erschlagen worden. Die meisten höheren Offiziere waren entflohen, und wer sich dazu nicht entschließen, oder vielleicht keine passende Gelegenheit finden konnte, hatte sich wenigstens vom Dienste zurückgezogen und hielt sich so viel als möglich verborgen.

„Und die Bemannung der Schiffe?“ fragte Kerbozec.

„Die hält sich im Ganzen noch ziemlich treu,“ entgegnete der Commandant, „obgleich auch hier schon einige Zeichen der Meuterei sich zeigen.“

„Nicht auf der Aretusia, will ich hoffen!“ rief schnell der Chevalier.

„Mein theurer Freund,“ sagte der Hafencommandant mit trübem Lächeln, „wären Sie hier gewesen, so zweifle ich nicht, daß es Ihrer Autorität gelungen sein würde, die Disciplin in ihrer ganzen Strenge und Reinheit aufrecht zu erhalten; doch Sie waren gerade in einer sehr schlimmen

Zeit abwesend, in der das Gift seine Ansteckung überallhin verbreitet hat."

„Wäre es möglich!" rief der Chevalier Kerbozec mit schmerzlicher Ueberraschung aus, „auch meine Equipage nicht zuverlässig? Ach, dann sieht es schlimm, sehr schlimm aus!"

„Ja wohl, thut es das," sagte der Hafencommandant mit einem schmerzlichen Seufzer; „doch beruhigen Sie sich, mein würdiger Freund. Nach dem Berichte, den Ihr erster Lieutenant mir erst gestern machte, ist es nur Ihr zweiter Bootsmann nebst zwei oder drei Matrosen, die verdächtige Reden führen, ohne jedoch bisher noch einen offenen Beweis der Meuterei gegeben zu haben. Ich halte es daher für das Beste, daß Sie diese räudigen Schafe so bald als möglich von der Heerde ausmärzen, soll diese nicht von ihnen angesteckt werden."

„Ich kenne diesen Menschen," sagte Kerbozec finster, „er war sonst immer tüchtig im Dienst, aber schon oft bemerkte ich einen für seinen Stand übermäßigen Ehrgeiz an ihm. Zu dessen Befriedigung glaubt er jetzt wahrscheinlich die Zeit gekommen. — Ja, Sie haben Recht, diese Unzuverlässigen müssen entfernt und durch Andere ersetzt werden, auf welche man sich selbst in so trauriger Zeit wie diese ganz verlassen kann."

„Wo wären die zu finden?" fragte der Hafencommandant mit ungläubigem Lächeln.

„Ich glaube wenigstens Einen gefunden zu haben," entgegnete Kerbozec, und nun erzählte er dem Hafencommandanten das Abenteuer, das er in Lorient bestanden hatte, und schilderte das Benehmen des Meister Mathieu Piment bei dieser Gelegenheit, indem er sagte, daß er um die Ernennung seines zweiten Bootsmanns zum Hochbootsmann auf dem Diadem nachsuchen und dafür Meister Piment auf die Arethusia nehmen wolle, ihm zugleich den Auftrag übermittelnd, die Matrosen mit sich zu bringen, die er für vollkommen zuverlässig hielte.

„Sie haben Recht," entgegnete der Hafencommandant, „und da ich mit meiner Function als Commandant des Hafens für den Augenblick auch die eines Commandanten der hiesigen Station verbinde, werde ich sogleich für die Ausfertigung der nöthigen Befehle an den Commandanten des Diadem sorgen. — Begeben Sie sich jetzt an den Bord Ihres Schiffes, mein lieber Kerbozec, lassen Sie Ihre Schaluppe segelfertig machen, die Befehle nach Lorient überbringen und diese binnen einer Stunde abholen." —

Der Chevalier schied in sehr trüber Stimmung von dem Hafencommandanten, und ohne in den Gasthof zurückzukehren, wo er seine Sachen gelassen hatte, begab er sich unmittelbar nach dem Hafen.

Auf dem Wege dahin begegneten ihm mehrere Bürger, auch einige Nationalgardisten; allein obgleich die

Meisten ihn finster und trotzig ansahen, wagte doch Keiner ein beleidigendes Wort gegen ihn auszustoßen, denn er war in ganz Brest als einer der tapfersten Offiziere bekannt, und man wußte, daß er keinen Spaß verstand.

Indeß sollte er doch den Hafen nicht erreichen, ohne wenigstens ein kleines Abenteuer zu bestehen.

Ein halbzerlumpter Kerl, der an dem rothen durchlöcherten Filzhute eine handgroße dreifarbige Kokarde stecken hatte, trat frech auf Kerbozec zu, streckte die Hand nach der Kopfbedeckung des Chevaliers aus, zerrte an der weißen Kokarde derselben und sagte frech:

„Herunter mit diesem Zeichen der Knechtschaft und der Verrätherei!“

Der Chevalier maß ihn mit einem verächtlichen Blicke, und ohne ihn eines Wortes zu würdigen, packte er ihn am Genick und schleuderte ihn mit solcher Gewalt von sich, daß der Kerl, obgleich groß und stark, mehrere Schritte taumelnd fortflog und unfähig, sich auf den Beinen zu erhalten, so heftig gegen die Mauer des nächsten Hauses mit dem Kopfe anprallte, daß er zu Boden stürzte und einige Augenblicke halb betäubt liegen blieb.

Ohne seinen alten Filz würde ihm wahrscheinlich der Schädel zerschmettert worden sein.

Nach ein paar Secunden raffte er sich auf und schlich beschämt davon, begleitet von dem lauten Gelächter einiger Vorübergehender, die seinen Fall mit angesehen hatten.

Der Chevalier aber setzte seinen Weg fort, ohne auch nur mit einem Blicke nach dem Unverschämten zu sehen, der es gewagt hatte, ihn beleidigen zu wollen.

Als er den Hafen erreichte, wurde er sogleich von den Matrosen, die zahlreich am Ufer umherlungerten oder in den Booten lagen, der Ueberfahrt zu den Schiffen harrend, zu denen sie gehörten, erkannt und mit lautem Jubel begrüßt, denn er war bei der ganzen Flotte hochgeehrt wegen seiner ausgezeichneten Tapferkeit, von der er so viele glänzende Proben gegeben, und eben so beliebt bei allen Matrosen, die je unter ihm gedient hatten, weil er bei aller Strenge im Dienst wie ein Vater für sie sorgte, und ihren Vortheil wahrte und vertheidigte, wie seinen eigenen und oft sogar besser wie diesen.

Als er den Fuß auf das Deck der Arethusia setzte, von deren Bord er schon bemerkt worden war, drängte sich die ganze Equipage herbei, ihn zu begrüßen und es schien, als sei Jeder eifersüchtig darauf, ihn zuerst in seinem Hause — denn das Schiff ist das Haus, die Heimath des Seemannes — willkommen zu heißen.

„Es lebe unser Commandant!" rief der erste Lieutenant und trat seinem Capitain mit ausgestreckter Hand entgegen, die dieser ergriff und herzlich schüttelte, bei dieser Gelegenheit gern von den strengen Regeln des Dienstes abweichend.

„Es lebe unser Commandant!“ wiederholte mit lautem Jubel die Equipage.

„Es lebe die Nation!“ wagte hierauf jener zweite Bootsmann zu rufen, den der Hafencommandant dem Chevalier als verdächtig und zur Meuterei geneigt bezeichnet hatte.

Die Matrosen, die gleiche Meinung mit ihm hegten, hatten zwar nicht den Muth, seine verwegenen Worte nachzusprechen, allein sie konnten sich nicht enthalten, ihnen ein „Hoch!“ folgen zu lassen.

Der Commandant begnügte sich, dem Bootsmanne und seinen Genossen einen strengen strafenden Blick zuzuwerfen, dann aber sagte er mit herzlichem Tone:

„Meine Freunde, meine Kinder, ich danke Euch von Herzen für Euern Willkommen und erwidere Euer Hoch durch ein anderes, das eigentlich hätte vorangehen sollen.“

Dann nahm er seinen Hut ab und indem er ihn freudig hoch schwang, rief er laut:

„Es lebe der König!“

„Es lebe der König!“ stimmte die ganze Equipage ein, daß der Ruf laut schallend bis zu dem Ufer ertönte, wo die Bürger verwundert stehen blieben und den Mund entweder höhnisch aufsperrten, oder die Fäuste drohend gegen das Schiff erhoben.

Die ganze Equipage hatte in das von ihrem Capitain ausgebrachte Lebehoch freudig mit eingestimmt; nur

der zweite Bootsmann und drei oder vier Matrosen blickten dabei schweigend und finster zu Boden.

So hatte der Chevalier sich schnell überzeugt, wer die Verdächtigen waren, die er entfernen mußte, und indem er beschloß, danach seine Maßregeln zu nehmen, rief er laut:

„Der ganzen Mannschaft zum Willkommen eine doppelte Ration!“

Dann wendete er sich zu dem ersten Lieutenant, und indem er den Ton des Dienstes annahm, sagte er:

„Kommen Sie hinab in die Cajüte, mir Rapport über Alles zu erstatten, was in meiner Abwesenheit vorgegangen ist.“

Der Lieutenant nahm schnell die ehrerbietige Haltung des Untergebenen an, und folgte dem Capitain zu dessen Cajüte; die Mannschaft aber drängte sich jubelnd zu der Proviantkammer, um die bewilligte doppelte Ration in Empfang zu nehmen, die besonders in ihrem flüssigen Theile sehr willkommen war.

8.

Die Berathung.

Als Armand La Faugerais in Begleitung seines Sohnes Hilaire und der Herren von Severac, la Grée und Guerronnet nach dem Edelsitze von Rosven zurückkehrten, wohin ihnen schon einige Diener mit der Siegesnachricht vorangeeilt waren, kam ihnen der gute Herr, Jean François an den obersten Stufen der Treppe entgegen, sie zu empfangen. Er begrüßte Sohn und Enkel herzlich und die Gäste, die er alte Freunde seines Hauses hieß, nicht minder herzlich, allein sein Gesicht war weit entfernt, die Siegesfreude zurückzustrahlen, die aus ihren Augen leuchtete. Im Gegentheil blickte er finster und trübe vor sich nieder, während er den Gästen voran in das Empfangzimmer schritt.

Und wie hätte auch in der That die Freude den Eingang in seine Brust in einem Augenblicke finden sollen, wo so schwerer Kummer sein Herz bedrückte, wo die sterblichen Reste der kaum verblichenen treuen Lebensgefährtin noch unbeerdigt unter seinem von Trauer erfüllten Dache standen, und wo es ihm vielleicht nicht ein Mal vergönnt war, ihr die letzte Ehre mit Ruhe und der ihr gebührenden Ehrfurcht zu beweisen.

Doch neben diesem schweren persönlichen Kummer fand auch der um das geliebte Vaterland noch Raum in diesem edlen Gemüthe, und als sein Sohn und seine Gäste mit Freuden den Sieg berichteten, den sie über die Blauen erfochten hatten, schüttelte er traurig das greise Haupt und sagte:

„Meine Kinder, meine Freunde! ich könnte mich eines solchen Sieges nicht freuen, selbst wenn mein Herz jetzt mehr für die Freude geöffnet wäre, als dies in dem Augenblicke der Fall ist, wo ich von einem so schweren Verluste betroffen wurde. — Sagt selbst, ist es nicht ein trauriger Sieg, bei dem von beiden Seiten das Blut der Söhne eines Landes fließt? Sind diese Verirrten nicht unsere Brüder? Sind sie nicht eben so gut Franzosen wie wir?“ —

In diesen Worten des Greises lag ein so deutlicher Tadel ihrer Siegesfreude, daß die Edelleute beschämt die Augen niederschlugen, ohne ein Wort zu entgegnen, denn

sie konnten dem guten Herrn in ihrem Herzen nicht ganz Unrecht geben, obgleich ihre Lippen mit dem Stolze falscher Scham, welcher dem Menschen eigenthümlich ist, sich weigerten, das Geständniß auszusprechen.

„Und dann,“ fuhr der alte Herr fort, „sehe ich auch nicht ein, was dieser sogenannte Sieg unserer Sache oder jedem Einzelnen von uns nützen soll? Unsere Lage hat sich dadurch um nichts verbessert, ja sie ist wo möglich noch schlimmer geworden, denn die Blauen werden nicht säumen, die erlittene Schmach rächen zu wollen und mit verstärkter Macht über uns herfallen.“

„Sie mögen nur kommen!“ rief der Herr von Guerronnais, „wir wollen sie derb empfangen! Wir haben jetzt unsere Kräfte kennen lernen, und in unsern Bauern ist die Kampf- und Siegeslust erwacht!“

„Mein edler Freund,“ sagte der Greis, „suchen Sie nicht vergebens sich selbst zu täuschen. Sie müssen eben so gut wie ich einsehen, daß die Bewohner des flachen Landes nicht im Stande sind, auf die Dauer der zahlreichen Bevölkerung der Städte die Spitze zu bieten, wenn es ihnen auch hier oder dort vielleicht gelingen mag, einen kleinen Erfolg zu erringen, wie den heutigen.“

„Haben sie doch in der Vendée,“ bemerkte Herr von la Grée.

„Die Vendée, mein verehrter Freund,“ fiel ihm Herr Jean François in das Wort, „ist ein anderes Land

wie die Bretagne. Was dort in der Bocage und den Marais leicht ist, würde bei unserm Boden unmöglich sein. Wir haben wenige von den natürlichen Hilfsmitteln, welche der Vendée so reichlich zu Gebote stehen, und überdies sind bei uns die Städte viel zahlreicher, stärker bevölkert und die Verbindung zwischen ihnen wird erleichtert durch die Straßen, die das Land in allen Richtungen durchschneiden."

„Mein edler Vater hat in jeder Beziehung Recht, meine Herren und edle Freunde," sagte Armand, „allein dessen ungeachtet — mit aller Ehrfurcht vor ihm und seiner weisen, gereiften Ansicht sei es gesagt — glaube ich dennoch, daß es nöthig ist, uns über das zu berathen, was wir zu unser Aller Sicherheit und Rettung zu thun haben, denn allerdings dürfen wir überzeugt sein, daß die Blauen unsern heutigen Sieg nicht ungerächt lassen werden."

„Das ist auch meine Meinung," stimmte der Herr von Severac bei. „Wollten wir daher auch nach dem Verbrechen, welches wir heute in ihren Augen begangen haben, die Hände ruhig in den Schooß legen, so wäre das eben so gut, als unsern Hals geduldig unter das Fallbeil legen."

„Sehr wahr!" sagte Herr von la Grée, „wir haben einen zu schlimmen Anfang gemacht, als daß wir dabei

dürften stehen bleiben. Umzukehren ist nicht möglich, also müssen wir vorwärts."

„Leider haben Sie Recht, mein edler Freund," sagte Herr Jean François. „Berathen wir uns also, was zu thun ist, um das Elend von den Unsrigen, und namentlich von unseren Frauen und Kindern, wenigstens so viel als möglich abzuhalten."

„Zunächst," sagte Herr von Guerronnais, „scheint mir die Vereinigung unserer Streitkräfte das Nothwendigste zu sein, was wir zu thun haben, denn wir lernten heute den Vortheil kennen, der daraus erwächs't."

„Glauben Sie," fragte der gute Herr Jean François, „daß unsere Pächter und Dienstleute, welche freudig herbeieilten, Haus und Hof ihres Herren auf Gefahr ihres Lebens zu vertheidigen, eben so bereit sein würden, ihr Eigenthum ganz zu verlassen, um einem unsichern Leben der Kriegsdrangsale und Mühseligkeiten entgegenzugehen, bei dem der Verlust ihrer ganzen Habe ihnen gewiß wäre, ohne daß sich ihnen dafür nur irgend einiger Ersatz böte?"

„Nein, in der That, das ließe sich nicht annehmen," bemerkte der Herr von Severac, „und wenn auch Einige dazu bereit wären, — die Mehrzahl würde sich ganz gewiß nicht von ihrem Eigenthume trennen wollen, wenigstens nicht für längere Zeit."

„Und dennoch," sagte Herr von Guerronais, „sind

wir verloren, wenn wir einzeln den Angriff unserer Feinde abwarten, denn unsere Schlösser bieten nicht die nöthigen Vertheidigungsmittel, das haben wir an dem unglücklichen Lioues gesehen."

„Guerronnais hat Recht," sagte Armand La Faugerais, „doch auf der andern Seite sind schon viele Edelleute entflohen und die Bauern derselben werden sicher nicht geneigt sein, Alles, was sie ihr nennen, aufzuopfern oder im Stiche zu lassen, um dem Befehle fremder Herren zu folgen. Dadurch entgehen uns also viele kampffähige Arme."

„Das ist vollkommen richtig," entgegnete Guerronnais, „aber eben deshalb ist es doppelt nöthig, daß wir alle Streitkräfte, die wir auftreiben können, vereinigen. — Hören Sie nun meinen Rath und meine Meinung."

„Sprechen Sie," sagte Herr Jean François.

„Daß wir verloren sind, wenn wir auf unsern Schlössern den Angriff der Blauen abwarten, darüber sind wir Alle einig, nicht wahr?"

„Allerdings," stimmten die Uebrigen bei.

„Nun wohl," fuhr Guerronnais fort, „dann ist es auch eben so gewiß, daß wir unsere Edelsitze verlassen und irgendwo andere gesicherte Zufluchtsstätten suchen müssen."

„Freilich, doch wo sollen wir sie finden?"

„Darauf eben bezieht sich mein Plan," entgegnete Guerronnais. „Ich fordere Sie deshalb auf, Jeder so

viel streitbare Mannschaft als Ihnen möglich ist, um sich zu sammeln, dann von werthvollen Sachen mit sich zu nehmen was Sie fortschaffen können, und mit Allem auf mein Schloß Guerronnais zu kommen, wohin ich Sie hierdurch einlade."

„Wie!" rief der Herr von la Grée, „wir sollten die Sitze unserer Ahnen den verruchten Gotteslästerern überlassen, sie der Schändung Preis geben?"

„Bleibt uns ein anderes Mittel?" fragte der Herr von Guerronnais. „Dies Schicksal abzuwenden, bleibt übrigens das Mittel, mit eigenen Händen den Brand hineinzuwerfen, und dazu möchte ich sogar rathen."

„Der Rath ist leicht ertheilt," sagte der Herr von Severac nicht ohne Bitterkeit. „Wir sollen die Sitze unserer Ahnen aufgeben, und Sie wollen alle Streiter, die das Land auftreiben kann, zu der Vertheidigung des Ihrigen vereinen?"

„Ja, in der That," sagte Herr von la Grée, „weshalb schlagen Sie gerade Ihr Schloß zu dem allgemeinen Sammelplatze vor und nicht eines der unsrigen?"

„Weshalb?" fragte Herr von Guerronnais, „die Frage ist leicht zu beantworten. — Guerronnais ist ziemlich fest und läßt sich mit einiger Arbeit binnen kurzer Zeit noch mehr befestigen. Käme dann auch noch eine starke Garnison hinzu, so wäre mein Schloß ganz geeignet, einen längeren Angriff auszuhalten, oder sogar siegreich

zurückzuweisen. Können Sie mir im ganzen Lande irgend einen andern Edelsitz namhaft machen, der größere oder auch nur gleiche Vortheile bietet, so sehen Sie mich bereit, diesen statt des meinigen zum allgemeinen Sammelplatze und Vertheidigungspunkte zu wählen."

„Guerronnais hat Recht," sagte der Greis, welcher stillschweigend als der Vorsitzende der Berathung anerkannt wurde; „kein zweiter Edelsitz in der ganzen Bretagne bietet zur Vertheidigung solche Vortheile, wie der seinige; ich muß ihm daher in dieser Beziehung beistimmen, obgleich ich damit noch nicht gesagt haben will, daß ich für mich auch seinen Plan im Uebrigen annehme."

Der Herr von Guerronnais fuhr fort:

„Die Lage meines Schlosses hat außer seiner Vertheidigungsfähigkeit noch einen andern Vortheil, den ich bei der Wahl desselben nicht minder in Anschlag gebracht habe, und das ist die Nähe der Wälder Morbihans. Dorthin können wir uns, wenn längere Vertheidigung unmöglich wird, zurückziehen und uns mit den zahlreichen Abtheilungen der Chouans vereinigen, welche diese Wälder zu ihrem Aufenthalte gemacht haben, und schon jetzt den Blauen von dort aus viel Abbruch thun, wie Sie gewiß hörten. An ihrer Spitze stehen mehrere geachtete und tapfere bretagnische Edelleute, d'Autichamps, Graf Pusaye, des Scepeaux und Andere."

„Ich habe davon gehört," sagte Herr Jean François,

„doch leider mehr noch von den Gräueln, welche die dortigen Banden verübten, als von der Tapferkeit, die sie gegen stärkere Feindeshaufen zeigten.“

„Das mag allerdings am Anfange der Fall gewesen sein, wo gemeine Führer mehr auf Plünderung und Raub ausgingen, als auf Kampf, doch es ist anders geworden, seitdem die genannten Edelleute sich an die Spitze gestellt haben. Nun,“ fuhr er dann fort, „was sagen meine verehrten Freunde jetzt zu meinem Plane?“

„Ich kann denselben unter den obwaltenden Umständen nur billigen,“ nahm der gute Herr das Wort, „obgleich ich deshalb seine Nothwendigkeit nicht minder beklage. Ich stimme ihm deshalb für meinen Sohn und dessen Familie bei, so wie ich den edeln Freunden, die hier versammelt sind, den Rath ertheilen muß, ihn ebenfalls anzunehmen. Für mich selbst jedoch muß ich ihn zurückweisen.“

„Wie! mein Vater,“ rief Armand schmerzlich überrascht, „Sie könnten uns zumuthen, uns von Ihnen zu trennen? — Nimmermehr!“

„Nimmermehr! mein theurer Großvater,“ stimmte Hilaire seinem Vater bei.

„Meine Kinder,“ sagte der Greis sehr ernst, „ich hoffe, daß Ihr in einem so wichtigen, entscheidenden Augenblicke den Gehorsam nicht verleugnen werdet, den Ihr mir, getreu Eurer Pflicht, so lange bewiesen habt. Wenn

ich Euch daher sage: Ich will es so! dann werdet Ihr hoffentlich auf mein weißes Haar nicht auch noch den Kummer laden, Euern Ungehorsam beweinen zu müssen."

„Aber mein theurer Vater!" wagte Armand, trotz der Ehrfurcht, die er vor dem Greise hegte, zu entgegnen.

Doch Herr Jean François ließ ihn nicht weiter reden.

„Höre mich, mein Sohn," sagte er mit feierlichem Ernste, „und bedenke, daß es kein Wunsch ist, sondern ein Wille, den ich ausspreche, in dem ich Dir meine Gründe auseinandersetze, obgleich ich dies eigentlich nicht nöthig hatte, um meinen Worten Beachtung und Folge zu schaffen. Unser Freund Guerronnais hat jedenfalls das Beste gerathen, was unter so traurigen Umständen zu thun ist. Bis indeß die Vorbereitungen getroffen worden, die nöthig sind, um diesen Plan zur Ausführung zu bringen, müssen mehrere Tage vergehen und die Blauen werden diese Zeit nicht müssig zubringen. Euer Marsch nach Guerronnais wird daher kein bloßer Spaziergang sein, sondern ein fortgesetzter Kampf, und glücklich noch, wenn Ihr den allgemeinen Sammelplatz erreicht. — Ich bin ein alter schwacher Greis, gleich unfähig, die Waffen zu führen und die Mühseligkeiten einer solchen Reise zu ertragen. Ich würde daher für Euch nur ein Hinderniß sein, und bei der Sorgfalt, die Ihr mir erweisen wolltet, könnte ich leicht Euer Aller Verderben herbeiführen. Deshalb befehle ich Euch, mich meinem Schicksale zu überlas-

sen, und von unserem alten Geschlechte zu retten, was noch zu retten ist."

„Nun wohl, mein Vater," sagte Armand mit tiefer Rührung, „wenn es wirklich Ihr fester Entschluß ist, sich dem Zuge nicht anzuschließen, so gestatten Sie uns wenigstens, bei Ihnen zu bleiben und unter allen Umständen Ihr Schicksal zu theilen."

„Soll ich meinen Willen noch entschiedener aussprechen?" fragte der Greis mit strengem Tone. „Weiß mein Sohn nicht, daß ich reiflich überlege, was ich sage?"

„Sie wollten sich freiwillig der Wuth dieser gottlosen Republikaner überliefern?" fragte Armand scheu, denn aus dem Tone des Greises erkannte er, daß ihm nichts bleiben würde, als sich dem eisenfesten Willen des Greises zu fügen, der nie zurücknahm, was er ein Mal so entschieden ausgesprochen hatte.

„Und wer sagt Dir, mein Sohn," entgegnete der Greis, „daß ich eine so kleinliche Absicht hätte? — Ich will es versuchen, mein Leben zu erhalten; deshalb höre meinen Plan und meinen Willen. — Hier wird ganz nach dem Vorschlage unseres wackeren Freundes Guerronnais verfahren, und unter der Begleitung der waffenfähigen Mannschaft, die sich Dir anschließen will, mit hinweggenommen, was wir für unsere Kinder zu erhalten wünschen, wenn sich nicht etwa hier Gelegenheit bietet, es mit Sicherheit zu verbergen, worüber wir uns noch besonders

berathen werden. Hat dann Euer kriegerischer Zug den Sitz unserer Ahnen verlassen, so werfe ich mit eigener Hand den Brand hinein, der dazu bestimmt ist, ihn vor der Entweihung durch die Hände der Gotteslästerer zu bewahren, und ziehe mich, in Bauerntracht gehüllt, zu unserm alten ehrlichen Pierre Gavesio zurück, bei dem ich in sicherer Verborgenheit besseren Tagen entgegenharre, denn wir verbreiten das Gerücht, ich hätte Euch auf Eurem Zuge begleitet, das gewiß Glauben findet, so daß mich Niemand hier suchen wird. Verräther aber giebt es unter unsern treuen Bauern nicht, ich bin also nur gleichen Gefahren ausgesetzt wie sie selbst, und die werden nicht groß sein, da sie schon eben dadurch, daß sie sich Euch nicht anschlossen, vor jedem Verdachte gesichert sind."

Die Edelleute hatten den Worten des Greises mit Ehrfurcht gelauscht. Jetzt traten sie zu ihm, schüttelten ihm die Hände und la Grée, für die Andern das Wort ergreifend, sagte mit dem Tone der Rührung:

„Mein edler Freund, es ist die Weisheit, die aus Ihrem Munde spricht. Ja, unter solchen Umständen können wir und Ihre Kinder Sie mit der freudigen Hoffnung hier zurücklassen, einst unter erfreulicheren Umständen wieder mit Ihnen vereinigt zu werden. Bis dahin aber müssen wir von Ihnen scheiden, die Anstalten und Vorbereitungen zu der Ausführung des Planes zu treffen, den

Guerronnais uns vorschlug und den Ihre Weisheit und gereifte Lebenserfahrung billigte."

Die drei fremden Herren schieden hierauf von dem Herrensitze zu Rosven, in welchem jetzt eine wilde verworrene Geschäftigkeit begann, um die zahlreichen Befehle zu vollstrecken, welche die Herrschaft ertheilte und die Dienerschaft mit scheuer Ehrfurcht erfüllte, ergriffen von bangen Ahnungen für die eigene Zukunft, noch mehr aber um das Schicksal des allgemein geliebten und verehrten Herrengeschlechts.

9.

Die Insel Jersey.

Schon lange haben wir den Helden unserer Geschichte, Ermel La Faugerais, aus den Augen verloren; es ist also die höchste Zeit, daß wir uns wieder nach ihm umsehen.

Wir erwähnten zu Ende des ersten Bandes, daß er in Begleitung Kerfuntuns von Lüttich abreis'te, und Mitte October glücklich auf der Insel Jersey anlangte.

Dort ist es, wo wir ihn aufsuchen müssen und wo wir ihn wiederfinden werden.

Die Insel Jersey, zu England gehörig, obgleich der Küste Frankreichs so nahe gelegen, war damals ein Sammelplatz der französischen Emigration.

Die armen, aus ihrer Heimath Verbannten warfen von hier aus sehnsüchtige Blicke nach dem nahen Vater-

lande hinüber, und beschäftigten sich mit den Plänen einer Landung, sei es in der ihnen zunächstgelegenen Normandie, sei es auf irgend einem anderen dazu günstigen Punkte, und seitdem der Aufstand in der Vendée immer mehr an Ausdehnung und an Kraft zunahm, richteten sie besonders dahin ihre Aufmerksamkeit, und die Herzen der Tausende, die hier versammelt waren, klopften fieberhaft bei jeder neuen Siegesnachricht, die von dort herüberscholl. —

England nährte diese Hoffnungen und begünstigte dieselben, ohne bisher jedoch noch ernste Anstalten zu deren Verwirklichung zu treffen. Zwar lieferte es den Emigranten Waffen und Munition, duldete nicht nur, sondern beförderte sogar die militairische Organisation derselben, allein mit ernsten, durchgreifenden Maßregeln zögerte es beständig, und so sahen die Unglücklichen, die sich zum großen Theil in sehr trauriger Lage befanden, sich von einem Tage zum andern getäuscht, und hofften doch von einem zum andern immer wieder auf's Neue.

Als Kerfuntun in Begleitung Ermels unter die Versammelten trat, wurde er mit lautem Jubel begrüßt. Er war den Meisten wohlbekannt; man wußte, daß er ein Agent der Prinzen war, und man erblickte ihn mit der freudigen Ueberzeugung, daß er seit seinem letzten Besuche auf der Insel die Zusagen erlangt haben würde,

auf welche er bei seinem Scheiden die bestimmtesten Aussichten hatte.

Als er indeß wieder mit leeren Versprechungen erschien, da sank Allen der Muth; Viele wendeten sich ab; Andere sahen finster und wie verzweiflungsvoll zu Boden, und noch Andere endlich wischten sich verstohlen eine Thräne aus dem männlichen Auge. Sie standen am Ende ihrer Hoffnungen wie ihrer Hilfsquellen.

Dieser Kummer wenigstens sollte von ihnen genommen werden.

„Freunde,“ sagte Kersuntun, ergriffen durch den Schmerz, der sich in den Mienen Aller aussprach, „ist es mir auch leider noch immer nicht gelungen, den Prinzen und die verbündeten Mächte zu der kräftigen Unterstützung irgend einer energischen Maßregel zu bewegen, so komme ich doch diesmal wenigstens nicht mit leeren Händen, sondern überbringe eine Summe, welche hinreichend sein wird, die Noth der Bedürftigsten unter Euch für so lange abzuwenden, bis irgend ein entscheidender Schritt geschehen kann.“

Voller Freuden drängten sich die eben noch Verzweifelnden zu ihm, drückten ihm die Hand, sprachen ihm mit herzlichen Worten ihren Dank aus, und fragten, wann sie die willkommene, ihnen so unerläßliche Unterstützung in Empfang nehmen könnten.

Kersuntun bestimmte ihnen dazu eine Stunde für

den nächsten Morgen, und fragte dann, was für Nachrichten aus England sie ihm mittheilen könnten.

„Leider nicht die besten, mein theurer Kerfuntun," entgegnete ihm der greise General Rossel, der Nestor der Emigranten auf Jersey. „Es bleibt bei leeren Versprechungen, und nur auf wiederholte Bitten und Vorstellungen erhielten wir die nöthigen Waffen und Montirungsstücke, den Stamm einiger Regimenter organisiren zu können."

„Nun," sagte Kerfuntun, „das ist doch immer schon etwas, und der Himmel wird weiter helfen. Ich bringe die bestimmtesten Zusicherungen, daß einer der Prinzen, vielleicht der Graf d'Artois selbst, sich in eigener Person an die Spitze der Truppen setzen wird, sobald die Streitmacht eine imposante Stärke gewonnen hat. — Welches sind die gebildeten Regimenter?"

Der General zog ein Papier aus der Tasche und las:

„Die Artillerie zählt bereits über 500 Köpfe; außerdem sind, stärker oder minder stark, da Jedem die Wahl des Regiments freigestellt wurde, in der Formation begriffen die Regimenter Loyal-Emigrant, La Chatre, Royal-Louis, D'Hervilly, die Legion der Marine, und die Legionen Dresnai, Salm, Damas, Rohan, Béon und Perigord."

„Und was haben Sie mir sonst für Mittheilungen

zu machen, mein theurer General?" fragte Kerfuntun.

„Eben nichts, was der Mühe lohnte," antwortete der Greis, „ausgenommen, daß wir unsern braven Kerbozec täglich von England zurückerwarten."

„Kerbozec?" fragte Ermel, freudig überrascht. „Er ist also gerettet? Er ist hier?"

„Nicht für den Augenblick, wie Sie hören, mein junger Freund," entgegnete der Greis, „doch für gewöhnlich theilt er unser Exil, ist unser Küstenwächter, und besorgt unsern Verkehr mit England."

„So werde ich also meinen theueren Oheim bald sehen?" fragte Ermel.

„Gewiß," versicherte General Rossel; „wir können seine Rückkehr täglich erwarten. — Gebe der Himmel, daß er endlich der Ueberbringer besserer Nachrichten sei, als bisher."

„Das gebe er," sagte Kerfuntun, schüttelte dem wackeren General Rossel die Hand und verließ die Versammlung, um die Anstalten zur Vertheilung der Gelder zu treffen, deren Empfang Viele mit großer Sehnsucht entgegensahen.

„Mein väterlicher Freund," sagte Ermel, sobald er mit Kerfuntun allein war, „was ich hier sehe und höre, ist nicht geeignet, die Hoffnungen zu bestätigen, die Ihre

Worte vor unserer Abreise aus Deutschland in mir erweckt hatten."

„Allerdings hatte ich gehofft, hier bessere Nachrichten aus England vorzufinden," entgegnete Herr von Kerfuntun finster. „Ha, dieser Pitt hat nicht den ernsten Willen, uns zu helfen!"

„Und darf man den bei unserem Erbfeinde voraussetzen?" rief Ermel. „Muß man nicht vielmehr vermuthen, daß er mit stiller Freude zusieht, wie Frankreich sich in dem Parteikampfe seiner eigenen Söhne aufreibt? — Glauben Sie mir, verehrter Herr Kerfuntun, er sieht nicht darauf, auf welcher Seite die Franzosen fallen, sondern er erblickt in Jedem, den der Tod hinwegrafft, sei es in den Reihen der Republikaner, sei es in denen der Royalisten, einen Feind weniger."

„Sie mögen nicht ganz Unrecht haben, mein junger Freund," sagte Kerfuntun nachdenkend, „und die alte Eifersucht Englands läßt dergleichen allerdings vermuthen; allein dann sollte es gerade um so kräftiger dahin wirken, die Söhne Frankreichs an einander zu hetzen, nicht aber uns den Kampf, den wir mit Sehnsucht herbeiwünschen, durch die Vorenthaltung der so oft schon versprochenen Hilfe unmöglich machen."

„Wer weiß, was er dabei für eine Absicht hat?" entgegnete Ermel. „Vielleicht denkt er, daß durch die Noth das Ziel eben so gut erreicht und dabei das eng-

lische Gold noch obenein gespart werden kann, das es bei der kräftigen Unterstützung eines Krieges opfern müßte. — Bei dem Anblicke der Jammergestalten, auf die das Auge hier überall trifft, drängte sich mir dieser Glaube unwillkürlich auf."

Kerfuntun antwortete nicht. Er blickte finster vor sich nieder, die Stirn in krause Falten ziehend, und schien auf irgend einen Entschluß zu sinnen.

Als Ermel sah, daß der ältere Herr nicht sprach, fuhr er nach einer Pause fort:

„Doch selbst wenn ich in dieser Vermuthung irre, wenn wirklich binnen kurzer Zeit durch die Unterstützung Englands eine Landung an den Küsten Frankreichs möglich gemacht wird, läßt sich denn da auf diese ausgehungerten, entmuthigten, durch Noth und Elend entkräfteten Menschen irgend eine Hoffnung günstigen Erfolges setzen?"

„Leider, leider dürften Sie auch darin nicht ganz Unrecht haben, mein junger Freund," sagte Kerfuntun trübe, „doch dürfen wir den Plan deshalb nicht aufgeben, denn es sind zu viele Hoffnungen darauf gestützt, und dann kann eine solche Diversion doch immer einen gewaltigen Erfolg haben, zumal wenn sie an irgend einem unbeschützten Punkte der Küste erfolgt, denn unser Heer würde als Kern dienen, alle Anhänger des Königthums

— und deren Zahl ist in Frankreich gewiß noch groß, — um uns zu sammeln."

„Ich will Ihren Hoffnungen nicht entgegentreten," entgegnete Ermel, „doch ich kann sie leider nicht theilen."

„Und werden Sie sich nicht in eins der Regimenter einreihen lassen?" fragte Kerfuntun.

„Da der Kampf noch nicht nahe bevorstehend ist," entgegnete Ermel mit trübem Lächeln, „hat es damit ja keine Eile, und bevor ich einen solchen bindenden Entschluß fasse, will ich die hiesigen Verhältnisse noch erst näher kennen lernen. — Jetzt aber erlauben Sie mir, mein väterlicher Freund, Sie zu verlassen. Sie rufen wichtige Geschäfte, und ich will inzwischen sehen, ob ich nicht vielleicht neuere Nachrichten, als die von Ihnen mir mitgetheilten, aus der theueren Heimath erfahren kann. — Mein Herz ist so beklommen; ich fürchte, meine Familie, die ja auch die Ihrige ist, wurde von irgend einem Unglücke betroffen."

„Ich will Sie von diesem Gange nicht abhalten, mein junger Freund," sagte Herr von Kerfuntun, Ermel die Hand reichend, „denn auch ich sehne mich nach Kunde. — Sobald Sie etwas wissen, theilen Sie es mir ja gleich mit. — Sie finden mich hier."

Ermel ging.

Kerfuntun setzte sich an seine Arbeit.

10.

Entschluß zur Rückkehr.

Ermel brauchte nicht lange zu fragen, um Nachrichten von den neuesten Ereignissen in der Bretagne zu erhalten, denn beinahe täglich langten von verschiedenen Punkten der französischen Küste neue Flüchtlinge auf der Insel Jersey an; doch was er vernahm, war sehr trauriger Art.

Man theilte ihm den von uns beschriebenen Zug der Republikaner gegen Rosven und die anderen Edelsitze mit, den Sieg, an dem sein Vater und sein Bruder Theil genommen, allein man sagte ihm auch, und zwar mit einer solchen Bestimmtheit, daß er an der Wahrheit des Gehörten nicht zweifeln durfte, gleich nach jenem Siege hätten die sämmtlichen Edelleute, die daran Theil genommen, sowie mehrere Andere, die sich für bedroht gehalten, die Sitze ihrer Ahnen mit ihren ganzen Familien

und allen Dienern und Dienstleuten, die ihnen folgen wollten, verlassen, zum Abschied selbst den Brand der Vernichtung in die verödeten Wohnungen schleudernd, und wären, von den Blauen fortwährend angegriffen, nach dem Schlosse Guerronnais gezogen.

Ob die vereinigten Edelleute, bei denen er auch seinen greisen Großvater, den ehrwürdigen Herrn Jean-François, seinen Vater und seinen Bruder Hilaire, sowie alle übrigen Mitglieder der Familie vermuthen mußte, noch immer in Guerronais Widerstand leisteten, ob sie besiegt, vernichtet, oder was sonst aus ihnen geworden, darüber vermochte Ermel von Niemand die gewünschte Auskunft zu erhalten.

Das Herz von banger Sorge um die Seinen erfüllt und von dem Entschlusse beseelt, Alles aufzubieten, um zu ihnen zu gelangen, kehrte er zu der bescheidenen Wohnung zurück, die er mit Herrn von Kerfuntun theilte.

Hier fand er den treuen Alain damit beschäftigt, die geringen Effekten seines Herrn auszupacken und zu ordnen.

„Du machst Dir da eine vergebliche Mühe, mein guter Alain,“ sagte Ermel. „Laß nur Alles an seiner Stelle. Wir reisen wieder ab!“

„Reisen?“ wiederholte der treue Diener, und sah seinen Herrn verwundert an. „Wohin denn schon wieder?“

„Nach der Heimath!“ sagte Ermel lächelnd.

Alain glaubte seinen Ohren nicht trauen zu dürfen. Er sah seinen Herrn groß an und fragte dann zögernd, als fürchte er, ein Nein zu hören:

„Nach der Bretagne? — Nach unserer lieben, theuren Bretagne?“

„Nach der Bretagne!“ bestätigte dieser, und nickte dem treuen Diener freundlich zu.

Da stürzte dieser vor ihm nieder, zog seine Hand an seine Lippen, bedeckte sie mit Küssen und Thränen, und sagte weinend:

„Gott segne Sie für dieses Trostwort, mein lieber, theurer Herr! — Ja, nach der Heimath lassen Sie uns eilen, und wenn es denn doch gestorben sein muß, so sei es wenigstens mit den Unsrigen.“

„Wohl hast Du Recht, mein ehrlicher Alain,“ sagte Ermel, gerührt durch die Freude des braven Burschen, „minder bitter ist der Tod in der Heimath, fechtend für die Seinen, für Alles, was einem lieb und theuer ist, als auf fremder Erde.“

Zugleich zog er den Diener vom Boden auf.

„Aber wie sollen wir hingelangen?“ fragte Alain, jetzt erst die unendlichen Schwierigkeiten überdenkend, die sich einem solchen Unternehmen entgegen setzten.

„Das weiß ich selbst noch nicht, mein treuer Freund“ entgegnete Ermel, „doch wie Mehrere von dort

herüber gelangten, so wird sich ja wohl auch die Gelegenheit finden lassen, hinüber zu kommen, und ich rechne dabei sehr auf die Mitwirkung meines Oheims Kerbozec."

„Ist der edle Herr hier?" fragte Alain mit freudestrahlendem Blicke.

„Jetzt nicht," sagte Ermel, „aber er wird täglich, ja stündlich von England zurückerwartet, und er wird gewiß Rath wissen, denn er kennt die ganze Küste genau, und hat unter seinem Befehle eine zuverlässige Mannschaft. Es wird ihm daher gewiß nicht schwer werden, uns irgendwo an das Land setzen zu lassen, und dann hilft Gott uns schon weiter!"

„Ja, vertrauen wir auf Gott und die heilige Jungfrau!" sagte Alain und faltete fromm die Hände.

„Laß also die Sachen gepackt, mein guter Alain," gebot Ermel, „und hole nur das Nothwendigste heraus, denn es könnte leicht kommen, daß wir sehr plötzlich aufbrechen müßten, und daß dann nicht Zeit zum Packen bliebe."

Hierauf trat Ermel in das Kabinet ein, in welchem der Herr von Kerfuntun mit seiner Schreiberei beschäftigt war.

Er theilte ihm mit, was er von den jüngsten Ereignissen in der Bretagne erfahren hatte, und machte ihn dann mit seinem Entschlusse bekannt, nicht auf Jersey zu

bleiben, sondern auf jede Gefahr hin nach der Bretagne zurückzukehren und seine Familie aufzusuchen.

Der Herr von Kersuntun hörte ihn an, ohne ihn zu unterbrechen. Als er geendigt hatte, sagte er mit einem schmerzlichen Seufzer:

„O Gott, meine armen Kinder! Wo mögen sie jetzt vielleicht hilflos und von Allem entblößt umherirren!“

Er fuhr mit der Hand über die Augen, die Thräne zu zerdrücken, die ihm unwillkürlich in die Wimper getreten war.

Dann wendete er sich zu Ermel, und sagte:

„Ich kann Ihren Entschluß nicht tadeln, mein lieber Ermel, ja, ich muß ihm sogar vollkommen beistimmen, denn es ist so natürlich, Gefahren, wie die, von welchen die Unsrigen bedroht werden, mit ihnen theilen, ihnen dabei als Beschützer zur Seite stehen zu wollen. — Auch darin stimme ich Ihnen vollkommen bei, daß die Ausführung Ihres Planes durch die Unterstützung Ihres Oheims Kerbozec möglich sein wird. Ich selbst baue übrigens ebenfalls auf dessen Beistand, und es freut mich, daß wir die Reise gemeinschaftlich fortsetzen werden.“

„Wie?“ rief Ermel verwundert, „auch Sie wollen zurück nach der Bretagne? — Ich glaubte, Sie hätten die Absicht, von hier nach England zu gehen.“

„Das wird erst später geschehen können,“ entgegnete

Kerfuntun; „zuvor muß ich nach der Bretagne, nach Morbihan, und sogar nach der Vendée, um mich persönlich und genau von dem Stande der Dinge zu überzeugen."

„Wenn nur mein Oheim Kerbozec bald käme!" seufzte Ermel.

„Vor einer Viertelstunde war ein Freund hier," entgegnete Kerfuntun, „der mir sagte, daß gegen England ein Segel am Horizont bemerkt worden ist. — Wahrscheinlich ist dies Ihr Oheim, mein lieber Ermel."

„So eile ich an das Ufer, der Erste zu sein, der ihn begrüßt, wenn er an das Land steigt!" rief Ermel freudig aus, und entfernte sich mit flüchtigem Gruße gegen Herrn von Kerfuntun.

Als er zu dem Ufer kam, fand er bereits eine große Menge der Emigranten dort versammelt, denn das Segel stieg immer deutlicher aus dem Meere empor. Man konnte deutlich erkennen, daß das Schiff den Strich gerade auf die Insel hielt, und bald verbreitete sich allgemein die Ueberzeugung, es müßte die seit langer Zeit erwarteten Nachrichten aus England bringen.

Mit dieser Ueberzeugung stieg zugleich auch die Hoffnung neubelebt in dem Busen der Unglücklichen, vom Schicksal so hart Verfolgten empor, und immer zahlreicher wurde die am Ufer versammelte Menge, immer freudiger ihre Stimmung.

Immer näher kam indessen das Schiff, und bald schwand jeder Zweifel.

Man erkannte die Arethusia, und am Ufer erscholl der tausendstimmige Ruf:

„Es lebe der Chevalier von Kerbozec!“

„Es lebe der König!“ tönte es von dem Schiffe zurück, auf dessen Deck die Equipage stand, die Hüte schwingend.

„Jetzt hielt die Arethusia.

Die Anker fielen.

Man sah das Capitainsboot aussetzen.

Es wurde bemannt, und Ermel erkannte seinen Oheim, wie er die Schiffsleiter hinabstieg und in dem Boote seinen Platz nahm.

Er drängte sich gewaltsam vor, bis er der Nächste am Landungsplatze war.

Das Boot legte an. Der Commandant sprang an das Ufer.

„Oheim!“ rief Ermel, und stürzte ihm entgegen.

Einen Augenblick sah der Chevalier von Kerbozec seinen Neffen verwundert an; als er sich aber überzeugt hatte, daß es wirklich der geliebte Sohn seines Bruders sei, der so unerwartet vor ihm stand, rief er mit dem Tone der innigsten Herzlichkeit:

„Ermel!"

Er breitete die Arme aus. Ermel stürzte sich an seine Brust, und innig umschlungen standen die beiden Verwandten da, ein rührendes Schauspiel für die zahlreichen Zuschauer.

11.

Die Landung.

Nachdem der Chevalier und Ermel sich begrüßt hatten, eilte der Herr von Kerbozec, den Führern der Expedition auf Jersey von seiner Sendung nach England Bericht zu erstatten. Er brachte etwas Geld mit, auch Waffen, außerdem aber wieder nur leere Versprechungen, und sein Bericht stimmte daher Alle sehr traurig. Man sah ein, daß man auf England kaum einige Hoffnung setzen dürfe, und es wurde daher berathschlagt, ob man nicht vielleicht ohne dessen unmittelbare Unterstützung irgend Etwas unternehmen könne. Bald kam man indeß zu der Ueberzeugung, daß dies bei dem gänzlichen Mangel an den dazu erforderlichen Mitteln nicht möglich sei, und daß man sich daher in das Unvermeidliche fügen müsse.

Als die Berathung beendigt war, suchte der Chevalier von Kerbozec seinen Neffen wieder auf, und in

freundschaftlichem Gespräche theilten sie sich gegenseitig mit, was sie seit ihrer Trennung erlebt hatten.

Kerbozec wünschte seinem Neffen von Herzen Glück, daß er so mannigfache Gefahren überstanden, und als er dessen Plan, nach der Bretagne zurückzukehren, vernahm, erklärte er sich damit nicht nur einverstanden, sondern versprach auch, noch ehe Ermel die Bitte äußern konnte, ihn sicher an das Ufer zu schaffen.

Hierauf erzählte auch der Chevalier, wie es ihm ergangen, seit er sich auf der Reise nach Brest von Ermel getrennt hatte.

Den ersten Theil seiner Abenteuer und seine Ankunft in der Hafenstadt kennen wir bereits; es bleibt uns also nur noch das nachzuholen, was sich zutrug, nachdem die Schaluppe abgesendet worden war, um Meister Piment von dem Diadem zu holen, und wir thun dies mit des Chevaliers eigenen Worten.

„Nachdem ich den Unterbootsmann und die vier oder fünf nicht ganz zuverlässigen Matrosen von der Arethusia entfernt hatte, und so meiner Mannschaft vollkommen sicher sein durfte, beschloß ich, vor allen Dingen mein Schiff stark zu verproviantiren, um auf jeden unvorhergesehenen Fall zur Abfahrt bereit zu sein. Der Hafencommandant unterstützte mich darin willig, und bezeichnete mein Schiff als Zufluchtsort für alle Die, welche

noch keine Gelegenheit hatten finden können, Brest zu verlassen.

„Um meine Equipage vor jedem bösen Einflusse zu bewahren, ertheilte ich keinen Urlaub, an das Land zu gehen, und wenn irgend etwas in der Stadt zu besorgen war, schickte ich entweder einen Offizier mit, oder ich selbst begleitete die Leute, die nie ohne Aufsicht gehen durften. Ich hatte ihnen übrigens meine Gründe dazu auseinandergesetzt, und sie waren gern mit meinen Anordnungen zufrieden.

„Ich selbst verließ das Schiff nur so viel, als irgend nöthig war, und ertheilte den strengsten Befehl, in meiner Abwesenheit durchaus keinen fremden Besuch an Bord zu lassen.

„So vergingen acht Tage, und Brest nahm ein immer drohenderes Aussehen an. Schon waren viele Offiziere und Beamte, auch königlich gesinnte Privatpersonen an Bord der Arethusia gekommen, da sie sich in der Stadt nicht mehr für sicher hielten, und auch der Hafencommandant gestand mir, daß er nicht lange mehr auf seinem Posten aushalten würde, weil er beinahe nirgends mehr Gehorsam fand. Da, als ich eines Tages bei ihm war, um mich mit ihm über einige noch zu treffende Maßregeln zu besprechen, entstand plötzlich ein gewaltiger Lärm in den Straßen von Brest. Wir eilten an das Fenster, und sahen eine zahlreiche Volksmenge, mit allerlei

Gegenständen bewaffnet, nach dem Hafen strömen. Unheil ahnend, eilten auch wir dahin, und es war unser Glück, daß wir dies ohne Zögern gethan hatten, denn sonst wären wir rettungslos verloren gewesen. Eben erreichten wir die Stelle, wo mein Boot lag, als unter wildem Geheul der Pöbelhaufe in den Bagno drang, wo er mit Jubelgeschrei von den Galeerensträflingen begrüßt wurde, denn diese wußten bereits, daß die Rettung ihnen gebracht wurde. Sie hatten sich in der That nicht getäuscht. Die Hammerschläge erdröhnten, die Ketten sanken, und dieser ganze Schwarm der fürchterlichsten Missethäter verbreitete sich unter Jubelgeschrei durch alle Straßen der Stadt. Als sie uns am Ufer erblickten, kam ein ganzer Haufe von ihnen mit drohendem Geschrei auf uns zugestürzt, doch wir sprangen, da Widerstand Wahnsinn gewesen wäre, schnell in das Boot, meine Matrosen stießen ab, und wir erreichten ungefährdet die Arethusia.

Der Hafencommandant sah ein, daß der so lange gefürchtete Augenblick, wo seine Autorität gänzlich zertrümmert sein würde, gekommen war; er erklärte daher, daß es nutzlos sei, auf seinen Posten zurückzukehren, und ebenso, noch länger in dem Hafen von Brest zu verweilen. Alle, von denen wir vermuthen durften, daß sie die Arethusia als Rettungshafen benutzen würden, befanden sich bereits an Bord; unser längeres Weilen konnte deshalb

keinen weitern Zweck haben, ich ließ die Anker lichten und segelte ab. Einige andere Fahrzeuge, welche meine und meiner Mannschaft Gesinnungen nicht theilten, machten Miene, uns daran zu hindern, doch da sie nicht auf die Abfahrt vorbereitet waren, mußten sie sich damit begnügen, uns einige Kugeln nachzusenden, die uns jedoch keinen Schaden thaten, und die wir unerwidert ließen.

„So erreichten wir die hohe See, und nach kurzer Zeit legten wir hier in Jersey an, wo ich meine sämmtlichen Passagiere an's Land setzte und mich mit den Führern der hiesigen Emigranten über das berieth, was nun ferner zu thun sein dürfte.

„Alle baten mich, auf Station bei Jersey zu bleiben und die Verbindung zwischen der Insel und England zu übernehmen. Ich war dies gern zufrieden, da mir nichts Anderes zu thun blieb, und ich auf diese Weise hoffen durfte, mein Schiff dem Könige zu erhalten und ihm meine Dienste auch ferner zu widmen.

„So habe ich nun die ganze Zeit in einem zwar thätigen, aber gefahrlosen Leben, einige kleine Gefechte mit Küstenwächtern ausgenommen, auf den Fahrten zwischen hier und England zugebracht, stets von neuen Hoffnungen genährt, stets auf's Neue wieder getäuscht.

„Ich gestehe Dir, mein lieber Ermel, daß ich dieses Leben überdrüssig habe. Der Nutzen, den ich hier leiste, ist unbedeutend, und ich wünschte, mehr thun zu können.

Deshalb gehe ich mit dem Plane um, die entschlossensten der hiesigen Emigranten, unter denen viele vor Verlangen brennen, in den Reihen der Royalisten Morbihan's oder der Vendée zu kämpfen, an Bord zu nehmen und auf eigene Hand einen Versuch zu machen, sie irgendwo an die Küste zu setzen."

„Mein lieber Chevalier," sagte der Herr von Kersuntun, „es freut mich wahrhaft, solche Worte aus Ihrem Munde zu vernehmen, und ich selbst rechne für mich auf Ihre Unterstützung in dieser Beziehung. Nach den Nachrichten, die Sie aus England brachten, ist mein längeres Weilen auf Jersey überflüssig; meine Anwesenheit in Morbihan und der Vendée kann dagegen von großem Nutzen sein, wie ich mir schmeichele, ich wünsche deshalb, sobald als möglich dahin zurückzukehren. Auch Ermel brennt vor Verlangen, sich wieder in dem Schooße unserer Familien zu erblicken, und wenn wir nur noch zwei Tage weilen, so werden gewiß viele der hiesigen Emigranten sich uns anschließen; doch dürfen wir Ihren Plan nicht laut und öffentlich verkünden, weil er sonst von zu vielen Seiten bestritten werden würde. Wir müssen uns daher begnügen, Einige in das Vertrauen zu ziehen, von denen wir erwarten können, daß unser Vorschlag ihnen willkommen sein wird, und daß sie denselben ohne Zögern annehmen; wenn sie dies aber auch nicht thun, ihn doch wenigstens verschweigen."

Dieser Beschluß wurde auf der Stelle ausgeführt. Kerfuntun und Kerbozec sprachen mit denen, die sie zu einer solchen Flucht geneigt hielten, und am Abend des zweiten Tages ging die Arethusia mit fünfundzwanzig entschlossenen Emigranten, die um jeden Preis den Kampf im Vaterlande mitmachen wollten, unter Segel. Ohne Unfall gelangten sie an die Küste Morbihans; allein hier fanden sie die Küstenwächter so auf ihrer Hut, daß es unmöglich war, eine Landung zu bewirken. Sie mußten mehrere Tage im Angesichte der Küste kreuzen, und sahen sich dann genöthigt, wieder das offene Meer zu suchen, doch nicht um ihren Plan aufzugeben, sondern nur, um die Wächter zu täuschen.

Dies gelang ihnen auch ganz nach Wunsch, denn als sie in der Nacht zurückkehrten, fanden sie sich nicht mehr wie früher beobachtet, und glücklich landete die Schaluppe mit sämmtlichen Emigranten. Es war ein öder, felsiger Strand, an dem sie das Land ihrer Väter betraten, das sie mit lautem, freudigem Jubel begrüßt haben würden, hätten sie nicht fürchten müssen, dadurch die Aufmerksamkeit der Küstenwächter auf sich zu ziehen.

Stumm warfen sie sich daher auf den Boden nieder, küßten die theure Erde, sprangen dann auf und umarmten sich gegenseitig, hocherfreut, den Boden betreten zu haben, auf dem sie Alle den Tod zu suchen entschlossen waren.

Geräuschlos, in dicht geschlossener Masse setzten sie

ihren Marsch fort. Schon hofften sie unangefochten und unbemerkt einen Wald zu erreichen, zu dem sie ihre Richtung nahmen, als sie plötzlich angerufen wurden. Sie standen still und gaben keine Antwort, allein abermals ertönte das „Werda?" und nun sahen sie ein, daß ihnen Nichts übrig blieb, als sich zu entdecken. Bestand die Streifwache, auf die sie gestoßen waren, und die, soviel sie in der Dunkelheit erkennen konnten, ihnen an Zahl weit überlegen war, aus Freunden oder Feinden? Das mußte sich zeigen, indem sie ihren Feldruf kund gaben, und als unter der Drohung, Feuer zu geben, das dritte: „Halt! Wer da?" ertönte, riefen sie laut in die Lüfte hinaus: „Es lebe der König! es lebe die heilige Jungfrau!"

Kaum war dieser Feldruf erschollen, als die Streifwache Feuer auf sie gab, doch schon auf ein Gefecht vorbereitet, erwiderten sie dies, indem sie mit lautem Geschrei auf die Republikaner zustürzten.

Diese hielten tapfer Stand, bald aber erlagen sie der Uebermacht. Einige waren durch die Kugeln todt zu Boden gestreckt, zwei oder drei flohen, die Andern wurden gefangen genommen.

Unter dem freudigen Gefühle eines guten Vorzeichens, denn dafür erkannten sie diesen ersten kleinen Sieg, zogen sie nun dem Gehölze weiter zu.

Als sie dessen Rand beinahe erreicht hatten, tönte ein neues „Halt! Werda?" ihnen entgegen, doch diesmal

antwortete ihrem Rufe: „Der König und die heilige Jungfrau!“ der gleiche Feldruf, und jubelnd wurden sie von den Brüdern begrüßt.

Man führte sie zu dem nächsten commandirenden Offizier, einem Edelmanne, den Mehrere von ihnen kannten, und der ihnen herzlich die Hände schüttelte, indem er sie in aller Eile mit dem Stande der Sachen in dieser Gegend bekannt machte.

Was sie erfuhren, war nicht eben sehr freudiger Art, denn der Herr von Tonnerre, der ihnen diese Nachricht gab, konnte dabei nicht verhehlen, daß der Kampf mehr nach Räuber- als nach Kriegerweise geführt wurde. Die Chouans lagen lauernd in ihren Wäldern, ängstlich in Höhlen oder Dickichten versteckt, und wagten nur in kleinen Abtheilungen, und meistens während der Nacht, Ausfälle auf einzelne Posten der Republikaner, dabei noch viel häufiger den Zweck der Plünderung im Auge, als den des eigentlichen Kampfes.

Die Neuangekommenen sahen einander trübe an und schüttelten die Köpfe, allein es blieb ihnen Nichts übrig, als sich in das Unvermeidliche zu fügen, und so baten sie denn den Herrn von Tonnerre, sie zu dem Grafen Dufaye zu führen, welcher das Haupt der Chouans war, und von dem sie sich zu irgend einer Abtheilung überweisen lassen wollten.

Sie fanden den Grafen in einer elenden Waldhütte,

die auf eine groteske Weise mit allerhand Bequemlichkeiten, wie der hohe Herr sie in seinem früheren Leben gewohnt gewesen, ausgestattet worden war. Er saß am Schreibtische, und um ihn her standen einige Boten, die von anderen Abtheilungen gesendet worden waren, um über verschiedene Expeditionen Bericht zu erstatten.

Als unsere Emigranten zu ihm eintraten, begrüßte er sie mit unverkennbarer Freude, dankte ihnen für ihren Entschluß, sich dem Kampfe für die Sache des Königs anschließen zu wollen, und bat sie, bei seiner eigenen Abtheilung zu bleiben, indem er ihnen die Versicherung gab, daß er sich durch diese Verstärkung geehrt und glücklich fühle.

Ermel trat nach dieser ersten Begrüßung unter den Uebrigen hervor, und sagte:

„Herr Graf, ob ich der Ehre theilhaftig sein kann, bei Ihnen zu bleiben, weiß ich für den Augenblick noch nicht, es hängt von den Nachrichten ab, die ich aus Ihrem Munde über meine Familie zu erfahren hoffe.“

„Gehört Ihre Familie zu denen Morbihan's?“ fragte der Graf, indem er Ermel, der ihm persönlich nicht bekannt war, mit einem wohlgefällig prüfenden Blick betrachtete.

„Nein,“ entgegnete Ermel, „wir sind in der Bretagne. Doch hörte ich auf Jersey, daß die Meinigen sich ganz in der Nähe der Grenze von Morbihan befinden

sollen. — Mein Name ist Ermel de La Faugerais, und wie man mir sagte, sind die Meinigen sämmtlich auf dem Schlosse des Herrn von Guerronnais. Ich wünsche nun von Ihnen zu erfahren, ob Guerronnais sich noch hält, oder ob die Besatzung den Angriffen hat weichen müssen, und den Plan ausgeführt hat, sich den Chouans anzuschließen."

„Noch vertheidigt sich Guerronnais tapfer in seinem Schlosse," entgegnete der Graf; „allein es ist zu befürchten, daß er bald der Uebermacht wird weichen müssen, denn wenn auch die Blauen keine regelmäßige Belagerung gegen sein Schloß ausführen, so bestürmen sie dasselbe doch fast fortwährend und haben es so dicht umzingelt, daß es schwer sein wird, hinein zu kommen. Ich will Ihnen indeß einen Führer geben, Herr de La Faugerais, der Sie sicher bis in die Nähe von Guerronnais geleiten wird, denn ich finde Ihren Wunsch, den Kampf an der Seite der Ihrigen zu fechten, zu natürlich, als daß ich mich demselben auch nur einen Augenblick widersetzen sollte, um Sie in meiner Nähe zu behalten."

Ermel dankte dem Grafen für seine freundliche Bereitwilligkeit, suchte dann mit seinen Gefährten eine Schlafstelle in einem der nächsten Gebüsche auf, und machte sich am folgenden Morgen in Begleitung des versprochenen Boten auf den Weg nach Guerronnais.

Herr von Kerfuntun nahm mit den herzlichsten Worten von seinem jungen Freunde Abschied.

„Gehen Sie mit Gott, mein theurer Ermel," sagte er zu ihm, „und bringen Sie meinen Töchtern den Segen ihres Vaters. Gern begleitete ich Sie, doch die Pflichten, denen ich mich gewidmet habe, erlauben mir dies nicht. Treten Sie an meine Stelle, — seien Sie der Beschützer meiner Franzesa."

„Dank für die Ertheilung dieses Rechtes!" sagte Ermel, und schied.

12.

Guerronnais.

In dem Schlosse Guerronnais herrschte eine trübe Stimmung. In den zahlreichen Angriffen der Republikaner waren viele der tapferen Männer, welche die Edelleute hierher begleiteten, dem Tode erlegen. Zahlreiche Verwundete konnten von den Händen der Frauen, welche das Amt der barmherzigen Schwestern übten, kaum die nöthige Pflege erhalten, da es an den Hilfsmitteln hierzu mangelte, und schon fingen auch die Lebensmittel an sparsam zu werden.

Der Herr La Grée hatte seinen Eifer für die Sache des Königs mit dem Leben bezahlt. Armand de La Faugerais war an der Achsel verwundet, und wenn er auch nicht mehr in Gefahr schwebte, so konnte er doch am Kampfe noch immer nicht Theil nehmen. Hilair de La Faugerais, zweimal bereits leicht verwundet, gehörte zu den

tapfersten Vertheidigern und Führern des Schlosses. Guerronnais selbst, bisher noch wunderbarer Weise von den feindlichen Kugeln verschont, hielt den Muth der Seinen durch Beispiel und Wort aufrecht; er war unermüdlich, schien sich zu vervielfältigen, und wo er sich zeigte, wichen die Blauen erschrocken zurück.

Der kleine Jean ließ es sich nicht nehmen, sein Gewehr, das er von Rosven mitgebracht hatte, fleißig auf die Feinde abzufeuern, und sein Beispiel diente zuweilen sogar dazu, die minder Entschlossenen anzuspornen.

Ein neuer Sturm war soeben wieder abgeschlagen. Die Verwundeten wurden verbunden, die Gesunden stärkten sich durch Speise und Trank, und die Führer waren in dem Zimmer Guerronnais zu einer Berathung versammelt.

„Meine Freunde,“ sagte der Herr des Schlosses, „ich muß Ihnen leider gestehen, daß ich die Möglichkeit nicht einsehe, unsern Posten noch lange zu halten. Unsere Mannschaft ist so zusammengeschmolzen, daß, wenn der Feind eine Ahnung von unserer Schwäche hätte, ihr nächster Angriff sie schon zum Siege führen müßte. Es ist daher keinem Zweifel unterworfen, daß wir binnen kurzer Zeit erliegen, wenn wir nicht den früheren Plan ausführen, das Schloß zu verlassen und uns in die Wälder zu werfen. Ich glaube, daß der günstige Augenblick dazu gekommen ist. Die Feinde sind zurückgeworfen, die Ge-

gend nach dem Walde ist nur von einzelnen Posten besetzt, und wenn wir mit dem Anbruche der Dunkelheit aufbrechen, dürfen wir mit Zuversicht hoffen, uns durchzuschlagen."

„Ich stimme unserm werthen Freunde vollkommen bei," sagte Armand de La Faugerais. „Das Schloß länger zu halten, erkenne auch ich als eine Unmöglichkeit, und wenn wir hier erliegen, sind wir sämmtlich verloren, während wir wenigstens einige unserer Streiter der Sache des Königs erhalten können, wenn wir den Wald zu erreichen suchen. Meine Meinung ist daher, daß wir nicht länger säumen, und, wie unser würdiger Freund Guerronnais sagte, noch diesen Abend aufbrechen."

„Auch ich kann dieser Meinung nur beistimmen," sagte Herr von Severac; „allein wie sollen wir die zahlreichen Verwundeten fortbringen? Unmöglich können wir sie hier dem sichern Tode preisgeben und zurücklassen."

„Schande über den, der daran nur dächte!" rief Guerronnais; „allein ich hoffe, daß wir sie sämmtlich fortbringen können. Noch sind wir im Besitze mehrerer Pferde, und wenn wir die Wagen ausschließlich für die Verwundeten benutzen, alle Gegenstände von Werth aber, die wir Anfangs mitzunehmen gedachten, hier zurücklassen und entweder vergraben oder mit dem Schlosse den Flammen übergeben, dann wird uns hoffentlich ihre Rettung möglich sein."

„So sei es denn," sagte Armand. „Nun, mein theurer Wirth, lassen Sie uns unverzüglich die Kameraden benachrichtigen, und alle Anstalten zum Aufbruch treffen."

Eben wollten die Führer sich in dem Schlosse vertheilen, um die besprochenen Anordnungen auszuführen, als ihnen gemeldet wurde, daß an dem Thore drei Fremde wären, die sich für Royalisten ausgäben, welche von Morbihan kämen und Einlaß begehrten.

„Haben sie ihre Namen nicht genannt?" fragte Herr von Guerronnais.

„Der Eine behauptet, Herr Ermel de La Faugerais zu sein," sagte der Bote.

„Ermel, mein Sohn!" rief Armand.

„Mein Bruder!" stimmte Hilaire bei, und beide stürzten zur Thür des Gemaches hinaus nach dem Eingange des Schlosses, vor welchem Ermel mit Alain und seinem Führer harrte.

Unter Begünstigung des Gefechts und der darauf herrschenden Verwirrung war es ihnen gelungen, bis zu dem Schlosse zu kommen, dessen Thor sich jetzt vor ihnen öffnete, und mit lauten Aeußerungen der Freude lagen Vater, Sohn und Bruder sich in den Armen.

Der treue Alain stand mit gerührtem Blicke zur Seite, und betrachtete mit inniger Freude, still die Hände faltend, die Gruppe.

Da gewahrte auch ihn Armand.

„Sieh da, mein wackerer Alain!“ rief er, trat auf ihn zu und reichte ihm die Hand, die Alain ehrerbietig an seine Lippen zog.

„Hat Dich der Himmel mit meinem Sohne glücklich zurückgeführt, mein wackerer Junge?“ fuhr Herr Armand fort.

„Und ich danke dem Himmel, daß er mir diesen treuen Freund erhielt,“ sagte Ermel. „Ohne ihn sähen Sie mich jetzt nicht hier, mein Vater, denn zweimal hat mir Alain durch seine heldenmüthige Selbstaufopferung das Leben gerettet.“

„Ich danke Dir von Herzen, mein braver Alain,“ sagte Herr Armand, indem er ihm nochmals die Hand schüttelte.

„Nimm auch meinen Dank,“ rief Hilaire, indem er die andere Hand des treuen Dieners ergriff und schüttelte, der beschämt, verwirrt dastand, vor Rührung kaum zu sprechen vermochte, und endlich unter Thränen stammelte:

„Ach, mein Gott, ich that ja nur meine Pflicht, indem ich dem Gebote meines Vaters und dem meines eigenen Herzens folgte, und habe also eigentlich gar keinen Dank verdient.“

Diese einfachen, rührenden Worte waren gewiß das glänzendste Zeugniß, das irgend ein Mensch dem seltenen Edelmuthe Alains hätte ausstellen können.

„Doch nun, mein Vater," bat Ermel, „führen Sie mich zu den Uebrigen, daß ich auch diese begrüße."

„Komm, mein Sohn!" sagte Armand, indem er die Hand Ermels ergriff und ihn in das Innere des Schlosses geleitete.

Hilaire hing sich an des Bruders andern Arm.

Die Nachricht von der Ankunft des theuern Verwandten hatte sich bereits im Schlosse verbreitet, und Louise, die Pflege der Verwundeten für kurze Zeit aufgebend, kam ihm, begleitet von ihren Kindern, entgegen.

Voller Freude schloß sie den geliebten Schwager in ihre Arme, der wilde Jean sprang jubelnd an ihm empor, und umschlang seinen Hals, während die kleineren Geschwister desselben seine Hände erfaßten, seine Kniee umklammerten.

Ermel begrüßte sie Alle mit inniger Freude, küßte die Kinder, eines nach dem andern, allein dabei schweiften seine Blicke suchend umher.

Er sah nicht Alle, die er hier zu finden gehofft hatte, und eine bange Ahnung erfaßte sein Herz. Er wagte kaum, eine Frage nach Denen zu thun, die er in diesem Familienkreise vermißte, und erst, als Alle schwiegen, stammelte er:

„Um Gottes willen, wo ist der Großvater, und —"

Er hielt stockend inne.

„Und Franzesa?" ergänzte mit schlauem Lächeln

seine Schwägerin die Frage. „Das wollten Sie doch wohl sagen?“

„Allerdings!“ entgegnete Ermel, beruhigt durch die freundliche, beinahe schelmische Miene, mit welcher Louise diese Worte gesprochen hatte. „Weshalb sehe ich sie nicht? Es ist ihr doch kein Unglück zugestoßen?“

„Beruhige Dich, mein Sohn,“ entgegnete Armand, „Beide sind wohl, wenn auch nicht bei uns.“

„Nicht hier?“ rief Ermel verwundert; „wo sind sie denn?“

„In der Heimath zurückgeblieben,“ entgegnete sein Vater.

Und nun erzählte er ihm, wie der Greis sich geweigert hatte, sie zu begleiten, wie er darauf bestanden, seine Tage auf dem Erbe seiner Väter zu beschließen.

„Als Franzesa diesen Willen des Greises vernahm,“ fuhr Armand fort, „bestand sie darauf, bei ihm zu bleiben, so viel wir auch Anfangs dagegen einwendeten. Endlich jedoch fügten wir uns ihrem Willen um so eher, da es uns eine Beruhigung gewähren mußte, sie zur Pflege, noch mehr aber zur Gesellschaft des Greises bei ihm zu wissen. Ueberdies durften wir wegen ihrer Sicherheit dort beinahe beruhigter sein, als wenn sie uns begleitete, denn sie galt schon seit längerer Zeit für eine Verwandte Pierre Gavesio's, auf dessen Pachthof sie den größten Theil ihrer Zeit zubrachte, und wohin auch der Vater sich

wenden wollte, nachdem er mit eigener Hand den Brand in das verlassene Rosven geworfen hatte. Sie verrichtete dort mancherlei häusliche Dienste, um keinen Argwohn zu erwecken, und hatte, um sich den Verfolgungen, die sie bedrohten, zu entziehen, ihre Kleidung mit denen einer Bäuerin vertauscht.

„Ich weiß das von Herrn von Kerfuntun," sagte Ermel, „doch ich hatte keine Ahnung davon, daß Franzesa dort zurückgeblieben sei."

„Sie sahen meinen Vater, lieber Ermel?" fragte Emilie, freudig überrascht.

„Erst diesen Morgen nahm ich Abschied von ihm," entgegnete Ermel, „und er gab mir seinen Segen für seine beiden Töchter mit, indem er mir zugleich den Auftrag ertheilte, an seiner Stelle Franzesa schützend zur Seite zu stehen."

„Ein Auftrag, den Sie nun leider nicht erfüllen können, wahrscheinlich zu Ihrem großen Bedauern," sagte Louise neckend.

„Und weshalb nicht, meine verehrte Frau Schwägerin," entgegnete Ermel. „Ich denke vielmehr doch, mich dieses Auftrages, der mir sehr theuer ist, zu entledigen."

„Wie, mein Sohn, Du wolltest?..." fragte Armand verwundert.

„Ja, mein Vater, wenn Sie nichts dawider haben," entgegnete Ermel, „so denke ich ohne Säumen den Weg

zur Heimath in Begleitung meines treuen Alain einzuschlagen, der gewiß auch nicht bös darüber sein wird, nach so langer Trennung die Seinigen einmal wiederzusehen. Nicht wahr, Alain?“ fragte er diesen, der in ehrerbietiger Entfernung zur Seite stand.

Die Augen des ehrlichen Menschen funkelten vor Freude bei dem Gedanken, die Heimath zu begrüßen, sich von der Treue seiner Jeanne zu überzeugen.

„Ach ja wohl, mein guter Herr,“ rief er, ohne sich lange zu besinnen, ob die dreiste Antwort sich auch schicke, oder nicht; „und Gott segne Sie für diesen Entschluß.“

„Nun, ich habe nichts dagegen,“ sagte Herr Armand nach kurzem Bedenken. „Hier kann ein Streiter mehr nicht viel ausmachen, zumal wir beschlossen haben, noch heute Guerronnais zu verlassen und uns in die Wälder zu werfen, dort aber kannst Du vielleicht von großem Nutzen sein, und gewiß wird es dem greisen Vater wohlthun, von den Seinen sichere Kunde zu erhalten, und einen seiner Enkel um sich zu haben.“

„Aber Franzesa, fürchte ich, wird damit sehr unzufrieden sein,“ sagte Frau Louise neckend. „Sie erklärte mir mehrmals, und noch bei'm Scheiden, daß sie die Einsamkeit, in der sie lebte, sehr liebgewonnen hätte, und es wird ihr daher wahrscheinlich unangenehm sein, dieselbe gestört zu sehen.“

„Nun, ich denke, darauf kann Ermel es wagen,“

sagte Hilaire, in den scherzenden Ton seiner Frau einstimmend. „Das Schwierigste ist nur, wie Du bis nach Rosven gelangen willst, mein guter Bruder, denn das ganze Land wird von Haufen der Blauen durchstreift. Sie gehen in größeren oder kleineren Abtheilungen von den Städten aus, die sämmtlich durch und durch republikanisch sind; es ist beinahe unmöglich, ihnen zu entgehen, und wer in ihren Augen nur einigermaßen verdächtig erscheint, den schießen sie nieder, ohne sich nur die Mühe eines Scheines von Prozeß zu geben."

„Ich bin so vielen Gefahren entronnen, und sie haben sich mir unter so verschiedenen Gestalten in den Weg gestellt, daß ich sie unter keiner mehr fürchte, und auch jetzt wieder glücklich durchzukommen hoffe, wie schon so oft," entgegnete Ermel zuversichtlich. „Ich werde schon irgend einen Plan ersinnen. Doch jetzt bitte ich, mich den wackern Freunden vorzustellen, in deren Gemeinschaft Sie das Schloß so tapfer vertheidigt haben, daß ich die Chouans nur mit Bewunderung davon sprechen hörte."

Sie gingen.

Ermel wurde von den Herren von Guerronnais und Severac, denen er aus früherer, glücklicher Zeit persönlich bekannt war, herzlich willkommen geheißen, doch auch von den Andern freundlich begrüßt. Allein den Ergießungen des Herzens konnte keine lange Zeit gewidmet werden, und so sehr Armand und Hilaire auch gewünscht

hätten, von Ermels Schicksalen etwas Näheres zu erfahren, mußten sie dies doch auf ein ander Mal, auf einen günstigeren Augenblick der Muße verschieben, denn es blieb zu dem für die Nacht bestimmten Aufbruch noch so viel zu thun, daß dabei ein Jeder vollauf Beschäftigung hatte, und auch Ermel und Alain erhielten auf ihr Verlangen ihren Theil der allgemeinen Arbeit zugewiesen.

Werthvollere Gegenstände von größerem Umfange, sowie theure Andenken, die der Herr von Guerronnais in besseren Zeiten aus ihrem Grabe wieder an das Tageslicht zu fördern gedachte, wurden in das geräumige Gewölbe unter dem großen Thurm geschafft, das, vollkommen feuerfest, dem Brande, dem das Schloß nach dem Abzuge überliefert werden sollte, Widerstand leisten, und, unter dem Schutte begraben, einen sichern Verbergungsort bieten mußte. Die dort aufbewahrten Sachen noch besser zu schützen, legte man über die Thür zu dem Eingange des Gewölbes große Eisenstangen, auf diese dann gewaltige Steine, und durfte sie so gegen die Gefahr gesichert halten, durch den Sturz der Mauern eingedrückt zu werden.

Die Wagen, die man zu bespannen vermochte, wurden mit Stroh und Betten zu der Aufnahme der Verwundeten so bequem als möglich eingerichtet.

Die Räder der Wagen, sowie jeden Ort der Reibung, der ein Knarren oder irgend ein anderes Geräusch her-

vorbringen konnte, wurden sorgfältig eingeschmiert und die Kurven mit Streifen Zeuch dick umwickelt, so daß die Wagen bei der mit ihnen angestellten Probe hin- und herbewegt werden konnten, ohne daß man, auch nur wenige Schritte entfernt, das Geringste davon zu hören vermochte.

Dann wurden die Hufe der Pferde auf ähnliche Weise umwickelt, und an dem Riemzeuge derselben Alles befestigt, was Geräusch zu machen drohte.

So brach der Abend an, und Alles war zum Abzuge bereit.

Doch noch glaubten die Royalisten nicht, daß der günstige Augenblick dazu gekommen.

Sie warteten, bis die Dunkelheit den höchsten Grad erreicht hatte, und bei den Republikanern rings umher die tiefste Ruhe herrschte.

Dann ordnete der Herr von Guerronnais, dem man die Führung willig übertragen hatte, weil er die Gegend genau kannte, mit allen Wegen und Stegen vertraut war, den Zug, und auf das von ihm gegebene Zeichen setzte er sich in Bewegung.

Während die ersten Wagen durch das geöffnete Thor über die lautlos niedergelassene Zugbrücke fuhren, nahm Ermel von Vater und Bruder den letzten Abschied, und gegenseitig wünschten sie sich einen glücklichen Erfolg ihrer Unternehmungen.

Sinnend blickte Ermel den Abziehenden nach, und als der Letzte die Zugbrücke passirt hatte, zog er diese mit Alain wieder auf, schloß das Thor und kehrte in's Schloß zurück, noch einige Stunden der Ruhe zu genießen, denn zu dem, was er vorhatte, konnte er leicht seiner ganzen Kräfte bedürfen.

Doch der Schlaf floh seine Augen, und von dem Lager aufspringend, rief er den treuen Alain an seine Seite und besprach nochmals mit ihm ganz genau den Plan, den zu befolgen sie verabredet hatten.

Dann gingen sie schweigend mit ernsten, trüben Mienen, und manchen Fluch murmelnd, überall im Schlosse umher, den letzten, schmerzlichen Auftrag des entflohenen Besitzers zu erfüllen.

Als dies geschehen war, kehrten sie in die große Halle zurück, die den Eingang des Schlosses bildete, und warteten hier schweigend des Kommenden.

13.

Gelungene List.

Die Edelleute mit ihrem ganzen Gefolge hatten das Schloß Guerronnais schon seit einigen Stunden verlassen, ohne daß die Republikaner, welche sich von dem abgeschlagenen Sturme erholten, ihre Entfernung ahneten.

Der Morgen dämmerte im Osten, da stiegen Rauchsäulen aus verschiedenen Theilen des Schlosses empor, und bald züngelten einzelne röthliche Flammen aus dem dicken Grau des Rauches hervor.

Die immer zunehmende Helle erweckte die Aufmerksamkeit der Republikaner. Alle die wach waren, wendeten die Blicke nach dem Schlosse und brachen in lautes Jubelgeschrei aus, welches die Schläfer erweckte, die verwundert aufsprangen und in die Freudenrufe einstimmten; denn sie hielten für ein Werk des Zufalles, was

Absicht der abgezogenen Royalisten war, und jubelten, weil ihnen jetzt das Schloß nicht länger widerstehen konnte.

In der freudigen Erwartung des Blutbades, das sie unter den Besiegten anzurichten hofften, eilten sie zu ihren Waffen, stellten sich in Reih' und Glied, und rückten dann langsam dem brennenden Schlosse näher, aus dem sie mit jedem Augenblicke die Besatzung zu einem letzten Kampfe der Verzweiflung hervorbrechen zu sehen erwarteten.

Doch immer weiter griffen die Flammen um sich, und Alles blieb in dem Schlosse still und stumm.

Verwundert blickten die Republikaner einander an.

Sie wußten nicht, was das zu bedeuten hätte, und wagten nicht weiter vorzurücken, weil sie irgend einen Hinterhalt fürchteten, so unmöglich dieser auch jeder schärfern Prüfung erscheinen mußte.

Da wurde ihre Aufmerksamkeit plötzlich durch zwei menschliche Gestalten erblickt, die aus den Flammen hervortauchten, zu einem Theile des Walles eilten, der vor dem Feuer durch seine Lage geschützt war, ihre Tücher schwenkten und laut riefen:

„Es lebe die Republik! — Rettet uns, Brüder, rettet uns vor dem Tode in den Flammen!“

„Und die Hunde von Royalisten?“ riefen die Republikaner zurück. „Wo sind sie? — Was machen sie?“

„Die sind während der Nacht abgezogen," rief der eine der beiden Männer zurück, „und haben uns, die sie gefangen mit auf das Schloß schleppten, hier zurückgelassen, um uns dem grausamen Feuertode zu überliefern. Doch unserer vereinten Anstrengung gelang es, die Thür unseres Kerkers zu sprengen, an der die Flamme uns in die Hände arbeitend, bereits von der andern Seite leckte. — Es gelang uns, durch die brennenden Gebäude bis hierher zu entkommen, doch nun sind unsere Kräfte erschöpft, und wir müssen hier elend untergehen, wenn Ihr Euch nicht unser erbarmt!"

„Und lauert unserer auch gewiß kein Verrath?" fragten die Republikaner noch immer zögernd.

„Bei dem Heile der Republik schwöre ich es," antwortete der, welcher bereits gesprochen hatte, „das Schloß ist von den Weißen verlassen. — Doch wenn Ihr Euch fürchtet hereinzukommen, so schießt das Thor ein, daß wir zu Euch hinauskönnen!"

Dieser Vorschlag beseitigte jeden Zweifel, und auf Befehl des republikanischen Führers wurden zwei Geschütze gegen das Hauptthor gefahren, vor dem die Zugbrücke aufgezogen war.

Bald dröhnte Schuß auf Schuß.

Einer der ersten traf die Kette der Zugbrücke, und sie stürzte rasselnd nieder. Einige weitere, wohlgezielte

Schüsse sprengten das Schloß des Thores, und der Ausgang war geöffnet.

„Jetzt könnt Ihr heraus!“ rief der Geschützmeister den beiden Männern zu, die noch immer auf dem Punkte des Walles standen, wo sie von den Flammen nicht erreicht werden konnten.

Sie verschwanden, doch bald darauf drängten sie sich durch den Spalt des halbgeöffneten Thores, eilten über die Brücke, und lagen gerettet in den Armen der sie begrüßenden Brüder.

Nach den ersten Freuden- und Dankesäußerungen wurden die Geretteten von dem Führer der Republikaner, dem Bürger Pertuis geführt, der sich in sein Hauptquartier, eine elende, halbverfallene Hütte in einiger Entfernung von dem Schlosse Guerronnais zurückzog, nachdem er sich mit lebhaftem Verdrusse überzeugt hatte, daß es unmöglich sein würde, die in dem Edelsitze gehoffte Beute den Flammen abzuringen.

„Wer seid Ihr, Bürger,“ fragte er die Beiden freundlich zwar, doch mit jener Miene der Wichtigthuerei, welche in jener traurigen Zeit gemeine Naturen, die der Zufall auf eine ungeahnete Höhe erhob, und mit einer kaum geträumten Wichtigkeit bekleidete, so vortrefflich anzunehmen verstanden. „Wer seid Ihr, Bürger, wie geriethet Ihr in die Gewalt der weißen Hunde, und wie

kam es, daß sie Euer Leben verschonten, was doch sonst gegen gute Patrioten nicht die Art dieser Bluthunde ist?“

Der Angeredete biß sich auf die Lippen und eine finstre Wolke flog über seine Stirn; doch schnell verschwand sie wieder, und er antwortete, ohne zu stocken:

„Bürgerobrist, ich heiße Pontarlier, bin Kaufmann in Vire, und reis'te in Begleitung meines Dieners Alain hier in dringenden Handelsangelegenheiten, eine Lieferung für die Truppen der Republik betreffend, nach Rieux, wo sich damals der commandirende General und das Conventsmitglied befanden, mit denen ich den Handel in Richtigkeit bringen sollte; da traf ich in einem Walde mit den wilden Banden zusammen, die dem Schlosse Guerronnais zuzogen, und Euch von dort aus so viel zu schaffen machten.“

„Das gehört nicht zur Sache, Bürger,“ entgegnete barsch der Bürger Pertuis, und zog bei der Erinnerung an die geringen Lorbeern, die er bei den Angriffen auf das Schloß Guerronnais erkämpft hatte, finster die Augenbrauen zusammen.

„Fahre fort, uns Deine Geschichte zu erzählen, und erkläre uns, wie es kam, daß Dein Leben verschont wurde und hüte Dich wohl vor jeder Lüge, denn wenn ich Dich auf einer solchen ertappte, würde ich nicht eine so lächerliche Nachsicht üben, wie die Weißen.“

Der Bürger Pontarlier, den diese drohende Anrede



überzeugt haben mochte, daß Anspielungen, die übel gedeutet werden könnten, dem Bürger Pertuis gegenüber nicht gerathen sein würden, fuhr mit dem ruhigen Tone der Ehrfurcht in seiner Erzählung fort:

„Kaum hatten diese Weißen, — denen der Himmel zukommen lassen möge, was ihnen gebührt, mich als guten Patrioten erkannt, — und ich nahm mir natürlich keine Mühe, diesen zu verleugnen, — da wurde ich mißhandelt und mit dem Tode bedroht. Ich würde diesen auch ohne Zweifel erlitten haben, doch in dem Augenblicke, als schon mehrere Schwerter und Aexte gegen mich gezückt waren, erschien eine schöne junge Frau."

„Schön?" unterbrach ihn der Bürger Pertuis mit dem Ausdrucke des Hohnes. „Eine Weiße, schön?"

„Ja, meiner Treu, Du magst Recht haben, Dich zu wundern, Bürger Pertuis, daß ich eine Weiße schön finden konnte; aber ich bekenne es Dir, daß sie mir schön vorkam; doch gestehe ich, daß dies vielleicht nur deshalb geschah, weil sie mich vom sicheren Tode errettete."

„Das mag sein," sagte der Bürgerobrist mit spöttischem Lächeln, „Deine Todesfurcht verwirrte Deinen Schönheitssinn. — Doch weiter!"

„Sie trat in den mich umgebenden Kreis, der sich in scheuer Ehrfurcht vor ihr öffnete," fuhr der Bürger Pontarlier fort, „und fragte mit milder, doch gebieterischer Stimme, was es hier gäbe. Sowohl aus dem Tone,

in dem sie sprach, als aus der Achtung, die man ihr allgemein bezeigte, erkannte ich, daß sie ein großes Ansehen ausübte. Schnell erwachte daher in mir die Hoffnung, durch ihr Fürwort mein Leben gerettet zu sehen, und indem ich mich vor ihr niederwarf und ihre Kniee umklammerte, flehte ich zu ihr:

„Edle Frau, schützen Sie mich — dulden Sie nicht, daß man mich ermorde!“

„Edle Frau nanntest Du sie?“ fragte der Bürger Pertuis geringschätzig. „Feiger Knecht!“

„Bürger!“ rief der Bürger Pontarlier, indem er sich stolz emporrichtete, und dem, der ihn beschimpft hatte, mit stolzem Blicke grade in das Gesicht sah, „wenn ich mit den Waffen in der Faust den Feinden gegenüberstände, so würde keine Macht der Erde mich bewegen können, um Gnade für mein Leben zu flehen, und wären es ihrer Tausende. Ich würde dem Tode kühn in das Auge schauen, und sterbend noch meinen Feldruf ausstoßen, wie die fanatischen Vendéer rufen: „Es lebe der König! Es lebe die heilige Jungfrau!“

Er hielt inne, und verwundert über das plötzlich in ihm auflodernde Feuer blickte der Bürger Pertuis ihn an.

„Doch was willst Du, Bürgerobrist!“ fuhr nach einer kurzen Pause der Erzähler fort. „Was soll ein waffenloser Mensch thun, wenn er in die Hände einer

solchen wilden Horde fällt? Ist es da nicht besser, das Sprichwort zu Hülfe zu rufen: „Unter den Wölfen muß man mit heulen?" — Und thut man nicht klüger, durch List die Feinde zu täuschen, als durch nutzlosen Trotz ihre Wuth zu reizen und herauszufordern?"

„Du magst nicht Unrecht haben, Bürger Pontarlier," entgegnete der Commandant der Republikaner, „obgleich ich nicht weiß, ob ich in ähnlicher Lage so viel Selbstbeherrschung haben würde wie Du, und ob nicht mein Feuereifer mich hinrisse, den Verräthern gerade in das Gesicht zu schreien: „Vive la République!"

„Ja, Du, das ist etwas Anderes, Bürgerobrist," entgegnete der Flüchtling, und ein unverkennbarer Anflug des Spottes umspielte seinen Mund. „Du bist ein tapferer Krieger, gewohnt, dem Tode kühn in das Auge zu schauen; doch anders ist es bei mir, dem schlichten Handelsmanne, und ich hoffe daher, Du wirst deshalb keine schlechte Meinung von mir haben, weil ich noch einigen Werth auf mein Leben lege, und es zu erhalten suche, wenn es gehen will, weil ich glaube, daß es mir und den Meinigen nützlich sein kann. Ich schwöre Dir übrigens, Bürgerobrist, daß ich, wenn es gilt, mich vor dem Tode vielleicht eben so wenig fürchte wie Du, und meinen Mann gewiß stehen werde, wenn die Sache, der ich mit Leib und Seele ergeben bin, meinen Arm und mein Leben fordert!"

Geschmeichelt durch den Tribut, der seiner kriegerischen Eitelkeit gezollt wurde, bemerkte der Bürgerobrist Pertuis den Ton der Ironie nicht, der in den Worten des Bürgers Pontarlier lag, und freundlicher als zuvor antwortete er:

„Nun, nun, Brüder, wir sind nicht alle geborene Helden, obgleich ich überzeugt bin, daß jeder ächte Republikaner im Augenblicke der Gefahr den Muth und die Tapferkeit finden wird, die zum Siege über die Feinde führen muß. — Doch laß hören, was geschah weiter mit Dir?"

„Ich sagte also," fuhr der Bürger Pontarlier fort, „daß ich die Frau bat, sie möchte nicht dulden, daß man mich ermorde. Sogleich trat sie schützend vor mich und fragte mit mildem, doch strengem Tone:

„Was ist es mit diesem Menschen, meine Freunde, und weshalb wollt Ihr sein Leben nehmen?"

„Edle Frau," riefen mehrere Stimmen zu gleicher Zeit; „er ist ein Hund von Patrioten, und muß sterben; denn wenn wir ihn gehen ließen, würde er zum Verräther an uns werden, und uns die Nationalgarde der nächsten Stadt auf den Hals hetzen."

„Glauben Sie das nicht, edle Frau," redete ich flehend. „Ich denke nicht daran, Sie verrathen zu wollen, und wenn Sie mir das Leben schenken, erkläre ich mich bereit, Lösegeld zu zahlen."

„Während wir mit einander sprachen, war ein hoher Mann herzugetreten, und an der Ehrfurcht, mit welcher Alle vor ihm zur Seite traten, erkannte ich, daß er einer der Führer sein mußte.

„Lösegeld!“ wiederholte er, als ich das Wort ausgesprochen hatte, trat dicht zu mir heran, und maß mich prüfend vom Kopf bis zu den Füßen.

An seinem gierig funkelnden Blicke erkannte ich, daß das Geld bei ihm entweder in hohem Werthe stehen, oder sehr knapp sein mußte, und darauf stützte ich die Hoffnung meiner Rettung eben so sehr, wie auf den Schutz der schönen jungen Frau.

„Bürger,“ sagte ich, „der Himmel hat mich leider nicht reichlich mit Glücksgütern gesegnet, und in dieser Zeit kann man vollends das Wenige, was man sein nennt, nicht leicht zu Gelde machen; doch um sein Leben zu retten, opfert man gern was man hat, und wenn Du mich frei lassen willst, wenn ich Dir fünftausend Livres zahle, so bin ich dazu bereit.“

„Hast Du das Geld bei Dir?“ fragte er lauernd.

„Das nicht,“ entgegnete ich; „doch ich gebe Dir mein Wort, daß ich es Dir an jeden von Dir bezeichneten Ort schicke, sobald ich nach Vire zurückgekehrt bin. Oder ziehst Du es vielleicht vor, mir einen Deiner Leute mitzugeben, um es bei mir in Empfang nehmen zu lassen?“

„Weder das Eine, noch das Andere, mein schlauer Freund," entgegnete er höhnisch; „denn die Bürgschaft, die Du da bietest, erscheint mir nicht genügend. Ich willige daher ein, daß Du Dein Leben gegen ein Lösegeld freikaufst, aber unter der Bedingung, daß Du uns an den Ort unserer Bestimmung begleitest, und daß Du nicht fünftausend Livres bezahlst, sondern zehntausend."

„Herr," flehte ich erschrocken, „das kann ich wahrhaftig nicht erschwingen, doch wenn es durchaus nicht anders sein kann, so will ich sechstausend zahlen."

„Nun, so mag es denn mit achttausend gut sein," sagte er barsch, „doch das ist mein letztes Wort. Wir schicken sogleich einen Boten mit einer Anweisung von Dir ab, das Geld zu empfangen, und bis er es an unsern ihm bekannten Bestimmungsort überbringt, bleibst Du unser Gefangener."

„Ich sah wohl ein, daß mir nichts zu thun übrig blieb als dies Verlangen zu erfüllen, und schrieb die verlangte Anweisung an meinen Rechnungsführer, indem ich nur noch die Bedingung stellte, daß mein Diener Alain, den Du hier siehst, mit in den Vertrag eingeschlossen sein sollte. —

„Dies wurde nach einigem Zögern und auf die Fürsprache der erwähnten jungen Frau bewilligt, und dann setzte sich der Zug wieder in Bewegung. Ich mußte ihn zu Fuß begleiten, denn von meinem Fuhrwerk machten

die Rebellen zur Erleichterung einiger Maroden, die sie bei sich hatten, Gebrauch. — Der Bote aber, der das Geld holen sollte, schlug den Weg rückwärts nach Vire ein."

„Nun," fragte der Bürger Pertuis, „und die Hunde von Royalisten brachen, wie dies ihre Art ist, ihr Wort, steckten das Geld ein, und behielten Dich als Gefangenen bei sich, um Dir noch ein höheres Lösegeld zu erpressen?"

„Das weiß ich nicht, Bürgerobrist," entgegnete der Bürger Pontarlier. „Doch bin ich eher geneigt zu glauben, daß sie nicht so wortbrüchig an mir handelten, wie Du vermuthest, denn ich hatte mich anfangs über nichts zu beklagen, nur daß ich strenge bewacht und Nachts in einem hohen Thurmzimmer, das man mir zur Wohnung angewiesen hatte, unter Schloß und Riegel gehalten wurde. Als aber die Zeit verflossen war, in welcher sie den Boten mit dem Gelde zurückerwartet hatten, trat eines Tages der Herr des Schlosses — Guerronnais, glaube ich, nannten sie ihn, zu mir ein und sagte mit sehr finsterer Miene:

„Die blauen Hunde —"

„Die blauen Hunde!" wiederholte der Commandant, den Erzähler mit dem Tone des Unwillens unterbrechend; „der weiße Schuft wagte das zu sagen?"

„Die blauen Hunde," sagte er, „ich gebe Dir die

Versicherung Bürgerobrist," erwiderte der Bürger Pontarlier, „und Du kannst Dir denken, was ich empfand, als ich die ächten Söhne der Republik mit solchem Namen benennen hörte. Allein ich war ein waffenloser Gefangener, ganz in der Gewalt meiner Feinde, und ich verbiß daher meinen Ingrimm in mich, indem ich bei mir dachte: Es kommt wohl noch einmal die Zeit, wo Du sehen sollst, was die blauen Hunde werth sind!"

„Brav gedacht, Bürger Pontarlier!" sagte der Commandant wohlgefällig mit dem Kopfe nickend; „doch fahre fort in Deiner Geschichte, denn ich bin doch wirklich neugierig, zu erfahren, wie diese weißen Schelme Dich prellten. Denn daß Du geprellt worden bist, Bürger Pontarlier, das ist mir klar."

„Das verhüte — das verhüte die Republik," entgegnete der Kaufmann und fuhr dann in der Erzählung seiner Erlebnisse fort:

„Also der Bürger oder der edle Herr von Guerronnais, wie er sich schimpfen ließ, sagte:

„Die blauen Hunde haben allem Anscheine nach meinen Boten aufgefangen und ihm das Geld abgenommen, Du mußt daher eine neue Anweisung auf die verabredete Summe schreiben, und ich werde damit einen zweiten Boten absenden, das Geld zu holen."

„Aha, siehst Du wohl, daß ich Recht habe?" rief der Commandant; „das war so einer von den bekannten

Gaunerstreichen dieser vornehmen Herren, uns armen Bürgern das sauer verdiente Geld aus der Tasche zu locken. — Oh, ich kenne dergleichen Schliche aus der Zeit her, wo ich selbst noch mit diesen verfluchten Ci-devants zu thun hatte. — Und gabst Du ihm die zweite Anweisung?"

„Was blieb mir anders übrig?" fragte der Angeredete kleinlaut.

„Nun, Freund, dann bist Du um die doppelte Summe geprellt!" lachte der Bürger Pertuis höhnisch auf. „Du scheinst mit diesen sogenannten Edlen Herren noch wenig in Berührung gekommen zu sein, Bürger, sonst würdest Du Dich nicht so haben fangen lassen."

„Du machst mich unglücklich, Bürgerobrist! — Oh göttliche Vernunft, was sollte aus mir werden, wenn sich bei meiner Heimkehr Dein Verdacht als begründet zeigte! — Ich wäre ein ruinirter Mann! — Ein solcher Verlust müßte mein ganzes Geschäft ohne Rettung zu Grunde richten."

Die Verzweiflung des Bürgers Pontarlier schien so heftig zu sein, daß der Bürger Pertuis Mitleid mit ihm empfand und ihm tröstend sagte:

„Nun, nun, beruhige Dich nur; es ist vielleicht nicht so schlimm, als ich glaube, und die ewige Vorsehung hat es zum Heile eines guten Patrioten so gefügt, daß

die beiden Boten, die das Geld holen sollten, von den Söhnen der Republik aufgefangen und der gerechten Strafe überliefert wurden."

„Ich hoffe, daß es so ist, wie Du sagst, Bürgerobrist," entgegnete noch immer mit den Mienen der Angst der Krämer; „denn als nach der erwarteten Zeit auch der zweite Bote nicht zurückkehrte, da war es mit der anfänglichen guten Behandlung zu Ende. Ich durfte das Zimmer, das man mir zum Gefängniß angewiesen hatte, nicht mehr verlassen und mußte es noch als eine große Gnade betrachten, von meinem Diener nicht getrennt zu werden. Unsere Portionen wurden unter dem Vorwande, daß es im Schlosse selbst an Lebensmitteln zu mangeln anfinge, täglich knapper, und ich glaube, man würde sich kein Gewissen daraus gemacht haben, uns zuletzt ganz verhungern zu lassen, hätten Deine tapfern Angriffe, Bürgerobrist, die Royalisten nicht zuletzt gezwungen, aus dem Schlosse zu entfliehen."

„Und was gedenkst Du nun zu beginnen, Bürger?" fragte der Commandant, nachdem der Kaufmann die lange Schilderung seiner Gefangenschaft beendigt hatte.

„Sobald als möglich nach Vire zurückzukehren, und nach meinen schon allzulange vernachlässigten Geschäften zu sehen," entgegnete der Bürger Pontarlier; „und da die Weißen mir nebst Pferd und Wagen auch alle meine Papiere genommen haben, rechne ich darauf, Bürgerobrist,

daß Du mir einen Geleitsschein giebst, der mich gegen alle Unannehmlichkeiten schützt, wenn ich mit einzelnen Abtheilungen der Patrioten zusammentreffen sollte."

„Den werde ich Dir ausstellen lassen, Bürger," sagte der tapfere Commandant der Republikaner, und gab sogleich einem Menschen von verdächtigem Aussehen, der bei ihm die doppelten Functionen eines Adjutanten und eines Schreibers versah, den Befehl dazu.

Eine Stunde später nahm der Bürgerkaufmann Pontarlier mit seinem Diener Alain Abschied von dem tapfern Bürgerobrist Pertuis, und schon nach wenigen Minuten hatten sie, rüstig einherschreitend, die letzten Posten hinter sich.

„O über diese Tölpel, diese Einfaltspinsel," lachte Ermel, sobald er sicher war, von keinem der Blauen mehr gehört werden zu können. „In ihrer Aufgeblasenheit ist nichts leichter, als sie hinter das Licht zu führen, wenn man nur in ihren Ton einzustimmen und ihrer Eitelkeit zu schmeicheln weiß. — Ich habe den dummstolzen Bürgerobrist gut am Narrenseile geführt, und während ich ihn fortwährend grade in das Gesicht verhöhnte, schwört er jetzt gewiß Stein und Bein darauf, daß ich der beste Patriot bin."

„Ach, gnädiger Herr," entgegnete Alain; „es ist aber doch eine harte Aufgabe, sich wegen dieser Schufte so zu verstellen. — Ich habe Sie oft von Herzen be-

dauert, daß Sie sich so viel Zwang anthun mußten, und ein paar Mal konnte ich mich kaum halten, so gern hätte ich den aufgeblasenen Dummkopf auf der Stelle niedergeschossen. Ja, ich muß Ihnen gestehen, guter Herr, meine Hand zuckte mehrmals nach dem Pistol, das ich in der Brust verborgen hatte."

„Du magst nicht ganz Unrecht haben, mein ehrlicher Alain," sagte Ermel; „die Aufgabe war nicht ganz leicht; aber wenn mich der Unmuth, den ich eben so empfand wie Du, zu beherrschen drohte, dann dachte ich an den Zweck, zu dem ich diese Verstellung übte, und schnell kehrte meine ganze Ruhe und Selbstbeherrschung wieder zurück."

„Ach ja wohl," sagte Alain, „was thut man nicht freudig, welches Opfer legt man sich nicht willig auf, um den Seinigen Hülfe oder Trost zu bringen, wie wir es jetzt eben wollen."

„Darum auch nicht verzagt, mein redlicher Freund," sagte Ermel, „sondern muthig ausgeharrt in der einmal angenommenen Verstellung, sollten wir während unseres Weges noch öfter dazu gezwungen sein. — Bedenke, welches schöne Ziel uns als Belohnung winkt."

Mit diesem Entschlusse setzten die beiden Wanderer rastlos ihre Reise fort, und sich durch allerhand heitere Gespräche, die sich meistens um die Heimath drehten,

stärkend, erreichten sie diese ohne weiteres Abenteuer gegen das Ende des vierten Tages.

Der Abend dämmerte bereits, als sie von der letzten Höhe den Pachthof Peter Gavesio's vor sich liegen sahen.

„Noch wenige Stunden und wir sind da!“ jubelte Alain bei dem Anblicke des theuren Vaterhauses.

Beide schritten mit verdoppelter Eile vorwärts.

14.

Ein sanftes Ende.

Die Nacht brach an.

Auf dem Pachthofe des Pierre Gavesio herrschte dumpfe Betrübniß.

Der gute Herr Jean François nahte seinem Ende. —

Die Aufregungen der letzten Zeit, die Sorge um alle seine Lieben und der Kummer um sein verlornes Weib, die widerstreitenden Nachrichten, die er von dem Kampfe vernahm, in welchem er seinen Sohn begriffen wußte, und von dessen Ausgang das Schicksal seiner ganzen Familie abhing, die Entbehrung endlich der mannigfachen kleinen Aufmerksamkeiten, an die der Greis seit so vielen Jahren gewöhnt war, das Herausgerissen-sein aus allen Verhältnissen, hatten seine schwachen Lebens-

kräfte aufgerieben, und obgleich er sich von Pierre, dessen Frau und Sohn und besonders von Franzesa mit der zärtlichsten Sorgfalt umgeben sah, obgleich nichts in dieser stillen Zurückgezogenheit seine Ruhe trübte, schwanden seine Lebenskräfte von Tag zu Tage mehr; bald mußte er das Lager hüten und endlich sah man seiner nahen Auflösung entgegen.

Die nächsten Stunden mußten sie bringen.

Unter den traurigen Verhältnissen der Zeit war ärztliche Hilfe nicht zu haben; kein Bauer hätte sich in die Stadt gewagt, und selbst wenn er dies Opfer zu bringen bereit gewesen wäre, würde kein Arzt ihm auf das Land gefolgt sein; denn wenn der Haß, der die Parteien trennte, auch nicht in hellen Flammen ausschlug, so glühte er deshalb nicht minder in jeder Brust, und Republikaner und Royalisten sahen sich mit scheuen, argwöhnischen Blicken an, mieden sich gegenseitig, waren fortwährend auf einen feindlichen Anfall gefaßt.

Allein was hätte ein Arzt gegen das Uebel vermocht, an dem der gute Herr Jean François litt?

Nur Gott konnte hier helfen, nur eine sanfte Erlösung Hilfe bringen, und diese schien des Greises zu warten. Denn seit drei Tagen entschlummerte er zu einem bessern Jenseits, nur dann und wann noch zum Bewußtsein zurückkehrend, doch der Sprache kaum noch mächtig, und selten gab er weiter ein Zeichen des Bewußt-

seins, als daß er Pierre und Franzesa freundlich zulächelte oder ihnen matt die Hand entgegenstreckte, die sie dann voll Inbrunst ergriffen und mit Küssen und Thränen bedeckten.

Franzesa besonders wich nicht von dem Lager des Greises, während Pierre, den Pflichten des Haushaltes folgend, seine Wirthschaft besorgen mußte, und doch dann und wann einen Gang that, um sich in der Nachbarschaft zu erkundigen, ob auch nicht etwa dem geliebten Herrn von den Republikanern irgend eine Gefahr drohte.

Doch man ahnte offenbar in dem Greise, der nie das Haus verließ, der nur den Bewohnern desselben sichtbar war, und der die Tracht seiner Wirthe trug, nicht den vornehmen Herrn. Man hatte sich täuschen lassen durch die angewendete List; man zweifelte nicht, daß der Greis mit all' den Seinigen fortgezogen sei, und so sah er seine letzten Stunden wenigstens in äußerer Ruhe dahinschwinden.

Noch einmal schienen seine Lebenskräfte zurückzukehren. Er richtete sich auf dem Lager empor, streckte Franzesa, die theilnahmvoll näher trat, die Hand entgegen und flüsterte:

„Meine gute Tochter, hast Du nichts von unsern Lieben vernommen?"

„Wie die Nachrichten lauten, theurer Herr," entgegnete Franzesa gerührt, „steht es noch immer gut um

Guerronnais. Unsere Tapfern vertheidigen sich entschlossen und mit glücklichem Erfolg, und von Allen, die unsern Herzen theuer sind, ist bis jetzt nur der Herr von La Grée gefallen."

„Es werden noch andere Opfer gefordert werden," seufzte der Greis; „doch mir ist der Schmerz nicht bestimmt, ihren Tod zu beweinen! Ich gehe voran! Ich sehe den Himmel vor mir geöffnet, die Heiligen winken mir, an der Schwelle des Paradieses erscheint mir die Gestalt meiner geliebten Frau und ich scheide von Euch mit meinem besten Segen und mit der Hoffnung, daß einst noch die gute Sache siegen wird."

Er sank zurück auf sein Lager, und Franzesa, über ihn gebeugt und ängstlich auf seine matten Athemzüge lauschend, fürchtete, sein Leben sei verhaucht; doch noch einmal flammte das Lämpchen empor.

„Ich kann noch nicht scheiden," rief er wie angstbeklommen; „mir steht noch ein Ereigniß, ein Glück bevor und der Himmel will mir einen süßen Abschied bereiten."

Er faltete fromm die Hände und blickte wie erwartungsvoll nach der Thür.

Da wurde diese mit leiser Hast geöffnet und herein trat, jedes Geräusch vermeidend, doch mit eiligen Schritten, eine Gestalt, bei deren Anblick Franzesa beinahe laut aufgeschrieen hätte, so freudig fühlte sie sich überrascht. —

„Der Himmel hält Wort in seinen Versprechungen!“ flüsterte der Greis und streckte dem Eintretenden die welke Hand entgegen. „Tritt näher, mein guter Ermel, um den Segen Deines sterbenden Großvaters zu empfangen und berichte mir, ehe ich aus dieser Welt scheide, noch einmal von all' meinen Lieben. — Sprich, leben sie — sind sie gesund?“

Ermel war lautlos näher getreten. Er sank an dem Sterbelager nieder auf die Kniee, erfaßte die Hand des Greises, bedeckte sie mit Thränen und Küssen und sagte dann:

„Ich bringe Ihnen den Gruß all' Ihrer Lieben. Keiner von ihnen ist bis jetzt durch den Tod abberufen worden. Muthig kämpften sie für den Thron und die Religion und denken dies auch noch lange fortzuthun. Als ich vom Rhein, wo ich für unsere Sache leider nutzlos gekämpft hatte, zurückkehrte, nachdem ich von schweren Wunden glücklich geheilt worden war, traf ich sie Alle in dem Schlosse Guerronnais am Vorabend ihres Abzuges in die Wälder von Morbihan; denn sie waren unfähig, das Schloß länger zu vertheidigen. Doch glücklich gelang ihr Rückzug und jetzt stehen sie vereint mit andern Tapfern den Feinden des Königs und der Religion muthvoll mit den Waffen in der Hand wieder entgegen.“

„Ich danke Dir für die schöne Kunde, die Du mir

bringst, mein Sohn," entgegnete der Greis, indem er segnend die Hand auf das Haupt des jungen Mannes legte. „Kehr' auch Du, wenn Du meinen Leib zur Ruhe bestattet hast, zurück zu den wackern Streitern, doch sei dabei der Schützer dieses armen Kindes, das nur mir zu Liebe sich von der theuern Schwester trennte, und das ich wieder in ihrer Nähe wissen möchte, so redlich auch unser guter Pierre Gavesio und seine ganze Familie bisher für sie gesorgt haben. — Gott behüte Dich — Gott erhalte den König!"

Er sank zurück auf sein Lager; ein leiser Seufzer hob seine Brust, das Leben war entflohen.

Ermel drückte dem Greise fromm die gebrochenen Augen zu, wendete sich dann um gegen Franzesa, streckte ihr die Arme entgegen und lautlos sank das Mädchen an seine Brust.

„Du sollst den Schützer in mir gefunden haben, den der Greis in mir Dir aufrief," flüsterte Ermel, leise einen Kuß auf ihre Stirn drückend. „Ich kehre zurück mit unveränderten Gesinnungen und hoffe, daß auch Dein Herz mir treu geblieben ist!"

„Könntest Du daran zweifeln, mein Ermel?" flüsterte das Mädchen und sah verschämt zu ihm empor. „Die Zeiten waren stürmisch, fürchterlich. Keine Kunde von Dir kam uns zu; ich war getrennt von all' meinen Lieben, ausgenommen diesen theuren Greis, und dennoch

— ich muß es beinahe mit Beschämung gestehen, galten Dir meine Gedanken mehr noch, als dem Vater. — Doch sprich, weißt Du von diesem nichts? Lebt er? Wo befindet er sich?"

Ermel erzählte hierauf der Geliebten sein Zusammentreffen mit ihrem Vater, ihre gemeinschaftliche Reise und tröstete sie durch die Versicherung, daß derselbe in diesem Augenblicke gegen jede Gefahr geschützt sei, thätig für das Wohl des Königs und des Vaterlandes wirkend, wenn auch nicht mit den Waffen in der Hand.

Franzesa dankte ihm für diese freudige Nachricht, und nachdem sie ihm von ihrem stillen Leben auf dem einsamen Pachthofe Bericht erstattet hatte, fragte sie ihn, was nun mit ihnen werden solle.

„Wir beerdigen den Greis," entgegnete Ermel, „und kehren dann zurück nach Morbihan, wo wir von all' unsern Lieben erwartet werden, wo Deiner, meine Franzesa, mehr Sicherheit gewiß ist, als in dieser rings von wilden Republikanern umgebenen Gegend. Du wirst manche Entbehrungen zu erdulden haben, manche Mühseligkeiten, manche Gefahren auszustehen, doch Du bist in dem Schooße unserer Lieben und wirst Dich daher gewiß nicht unglücklich fühlen."

„List hat mir bisher durchgeholfen und mich glücklich vor allen Gefahren bewahrt, List wird, so Gott

will, uns auch glücklich wieder zurückhelfen, bis wir die Unsrigen erreicht haben."

Während an dem Sterbelager des Greises diese Scene stattfand, wurde Alain, der lange vermißte Sohn des Hauses, von dem man seit Jahren keine Nachricht empfangen, von Vater, Mutter und Geschwistern mit der herzlichsten Freude begrüßt. Er ging aus einem Arme in den andern und konnte vor Küssen Anfangs gar nicht zu Worte kommen. Dann bestürmte man ihn von allen Seiten mit Fragen; aber er hätte zehn Zungen haben müssen, um alle zugleich zu beantworten, und nur die Hauptzüge seiner Erlebnisse schilderte er ihnen mit kurzen, verworrenen Worten. Ihnen genügte aber, ihn wieder in ihrer Mitte zu haben, sich von seinem Leben zu überzeugen, ihn herzen und küssen zu können.

„Und der gute alte Herr," fragte Alain, als eine Pause entstand, „wie steht's mit dem?"

„Herr Gott, wie schlecht ich bin!" rief Pierre Gavesio. „Ueber der Freude, Dich wiederzusehen, mein Sohn, habe ich den guten Herrn ganz vergessen. — Es geht mit ihm zu Ende, mein guter Sohn, und wohl ihm, daß er die Leiden nicht zu sehen braucht, welche die nächste Zeit vielleicht über uns Alle und besonders über die Seinigen verhängt. — Doch ich muß nachsehen, wie es mit ihm steht."

Pierre verließ den Kreis der um ihn versammelten Familie und trat in das Sterbegemach.

Als er hier Ermel und Francesa an dem Fenster in ernstes Gespräch versunken sah, wagte er nicht, seine Gegenwart kund zu geben, und warf verstohlen einen Blick nach dem Lager des Greises hinüber. Er sah die Leiche und stürzte sich laut weinend über sie hinweg.

„O mein guter, guter Herr,“ rief er verzweiflungsvoll, „mußtest Du so Dein Leben enden als Flüchtling in der niedern Hütte eines Bauern? — Doch wohl Dir! — Jetzt bist Du im Himmel, sieh gnädig auf uns herab und bete für uns!“

Dann trat er zu Ermel, der, durch seine Worte aufmerksam gemacht, sich zu ihm gewendet hatte, ergriff dessen dargebotene Hand, zog sie ehrfurchtsvoll an seine Lippen und sagte:

„Mein lieber junger gnädiger Herr, seien Sie tausendmal willkommen unter meinem Dache, von dem die Freude freilich schon seit langer Zeit entflohen ist. Sie finden Trübsal hier, wie überall im ganzen Lande. Gott sei gedankt, daß Sie nicht Trauerkunde auch von den Andern uns mitbringen. Doch von Alain weiß ich schon, daß Alle wohl sind!“

„Mein guter Pierre,“ entgegnete Ermel, „ich danke Dir von ganzem Herzen für die Gastfreundschaft, die Du dem verehrten Greise gewährt hast. Stehe mir nun

noch in der Sorge bei, ihm die letzte Ehre zu erzeigen und dann müssen wir uns trennen, vielleicht für immer."

„Ach, edler Herr, daß ich nicht widersprechen kann!" seufzte Pierre Gavesio. „Doch ich, der arme Bauer, ich bin an die Scholle gebunden, ich darf meine Heimath nicht verlassen, darf mein Weib und meine Kinder nicht der Noth preisgeben, so gern ich es auch thäte, wüßte ich, daß mein Arm der Sache des Königs und des Altars wahre Dienste leisten könnte. — Aber ich bin alt und schwach; ich vermag die Waffen nicht mehr mit Kraft zu führen und habe hier auch noch Pflichten zu erfüllen. Meine beiden ältesten Söhne haben ihren Vater begleitet; Alain hat hoffentlich gegen sie die Pflichten erfüllt, die ich ihm auferlegte, und ist ihnen ein treuer Diener gewesen."

„Nicht ein Diener, mein braver Pierre," unterbrach ihn Ermel; „ein Freund, ein wahrer Freund in Noth und Tod, und zweimal verdanke ich ihm mein Leben."

„Gottes Segen ihm dafür!" sagte Pierre. „Er hat gethan, was er mußte. Auch ferner soll er Ihr treuer Begleiter sein in Noth und Tod, in Krieg und Gefahren. Ich habe nur meinen Anton bei mir behalten, eine Stütze, die ich nicht entbehren kann; die andern Alle widme ich der Sache des Königs. Möge Gott einst sie zurückführen in die Arme des Vaters, oder gnädig aufnehmen in seinen Schooß!"

„Wie sieht es aus, mein theurer Freund," sagte Ermel, „ist ein Geistlicher zu haben, um den edlen Greis unter den üblichen Ceremonieen zur Ruhe zu bestatten?"

„Ich fürchte, wir werden ihn ohne geistliche Hilfe beerdigen müssen," entgegnete Pierre Gavesio. „Seit längerer Zeit schon ist keiner der guten Priester in unserer Nähe gesehen worden. Wir müssen das Wort Gottes entbehren und uns mit Andachtsübungen unter uns selbst begnügen, bei denen bald dieser bald jener das Amt des Geistlichen versieht."

„Nun wohl," sagte Ermel, „so bitte ich Dich, alle Anstalten zu treffen, daß wir den Greis in der Stille und ohne jedes Aufsehen in unserer Familiengruft zu St. Ermel bestatten können. Das edle Fräulein sagt mir, es sei sein Wunsch gewesen, an der Seite seiner treuen Lebensgefährtin beigesetzt zu werden, und ich denke, wir trotzen jeder Gefahr, um diesen Wunsch zu erfüllen."

„Gewiß, mein edler Herr," entgegnete Pierre. „Verlassen Sie sich auf mich; ich besorge Alles. Morgen in der Stunde der Mitternacht bestatten wir den Körper zur ewigen Ruhe."

„Würde auch mir diese erst!" flüsterte er im Abgehen. —

15.

Reise nach dem Morbihan.

Das Begräbniß war ohne Hinderniß vollzogen.

Das kleine Trauergeleit kehrte trübe und wortlos in den Pachthof Pierre Gavesio's zurück.

Eine dumpfe Stimmung herrschte in dem ganzen kleinen Kreise. Keiner wagte das Schweigen zu brechen, denn Jeder fühlte, daß die ersten Worte einen schmerzlichen Eindruck machen müßten.

Endlich gab Ermel der Nothwendigkeit Gehör und sagte:

„Mein guter Pierre, Du weißt bereits, oder Du wirst Dir gesagt haben, daß meines Bleibens hier nicht länger sein kann. Ich muß der Sache unsers Königs dienen, und das ist hier nicht möglich. Ich kehre daher zurück zu den Unsern und das Fräulein wird mich

begleiten. Sie ist nicht undankbar für den Schutz, den Du ihr bisher gewährtest; sie weiß, daß sie auch ferner hier Ruhe und Sicherheit finden würde; allein sie sehnt sich darnach, ihre Schwester, ihren Vater wiederzusehen, deren Schicksal zu theilen, und Du wirst uns deshalb nicht zürnen, daß wir morgen in der Frühe des Tages von Dir Abschied nehmen."

„Ich habe es nicht anders erwartet, edler Herr," entgegnete Gavesio. „Ziehen Sie mit Gott und mein Segen begleite Sie. Verkünden Sie den edlen Herren meine besten Wünsche, und Gott und die heilige Jungfrau mögen ihren Fahnen Sieg verleihen. Wir Landleute können hier leider nichts ausrichten; doch nehmen Sie die Ueberzeugung mit sich hinweg, daß wir in unsern Herzen unverändert an unserm guten Herrn, an unserm König, an unserer Religion hängen, wenn auch die Gewalt und die äußern Umstände uns zwingen mögen, unsere Meinung für einige Zeit zu verleugnen. Gott wird bessere Tage für uns zurückführen, und wenn es sein Wille ist, sehen wir uns einst im Glücke wieder. — Ziehen Sie mit Gott und nehmen Sie meinen Alain als mein Vermächtniß mit sich."

Ermel schüttelte dem Greise gerührt die Hand und versprach, für Alain zu sorgen wie ein wahrer Freund; dann aber begaben sich Alle zur Ruhe, um die Kräfte zu

der Reise zu schöpfen, die sie vor Tage am nächsten Morgen antreten wollten.

In der ersten Dämmeruug verließen Ermel und Alain mit Francesa den Pachthof auf einem einspännigen Karren, den Pierre Gavesio ihnen übergab, indem sie hofften, in der frühern Verkleidung, unter der sie glücklich bis zu dem Pachthofe gelangt waren, auch ebenso glücklich wieder die Ihrigen zu erreichen.

Zwei Tage ging die Reise glücklich von Statten; sie begegneten nur wenigen Wanderern, und die Städte vermeidend, hofften sie glücklich jeder Gefahr ausweichen zu können, jeder Prüfung ihrer Bürgertugend, ohne welche um diese Zeit kaum irgend ein Reisender eine Strecke von wenigen Meilen zurücklegen konnte. Doch sie täuschten sich. Es war gegen Abend des zweiten Tages und in der Nähe des Fleckens Meu, als sie von einer kleinen Streifpartei der Republikaner angegriffen wurden. —

Sie gaben sich als der Bürger Pontarlier nebst Gattin und Diener zu erkennen und zeigten den Geleitschein vor, den sie von dem Bürger Oberst Pertuis bei Guerronnais empfangen hatten; allein es schien, als sei Ermels Gesicht einem der Republikaner nicht ganz unbekannt; er setzte daher Zweifel in seine Worte und gebot Ermel, das Pferd von der Straße abzulenken und den Weg nach Meu einzuschlagen.

Ermel fügte sich diesem Befehle ohne Widerstreben, doch auch ohne allzu sichtliche Angst blicken zu lassen. Längst hatte er sich für einen solchen Fall mit Alain verabredet und obgleich sie keine Waffen zeigten, waren sie doch nicht ohne dieselben. Säbel, Pistolen und Büchsen lagen in dem Wagen schußfertig verborgen und es bedurfte nur eines Griffes, um ihrer habhaft zu werden. —

Die Streifwache, welche sie aufgehoben hatte, bestand aus fünf Mann Nationalgarde, und Ermel und Alain, die sich durch Winke gegenseitig verständigten, zweifelten nicht, dieser Zahl Herr zu werden; doch kam es freilich darauf an, keinen derselben entrinnen zu lassen, damit er ihnen nicht andere Verfolger auf den Hals hetze.

Sorgsam die günstige Gelegenheit zu einem Angriff erspähend, glaubte Ermel diese gefunden zu haben, als sie ein einsam gelegenes Wirthshaus erreichten und, in dasselbe eintretend, Niemand fanden, als eine alte Magd.

Ermel fragte, wie gleichgiltig, wo der Wirth sei, und erhielt die Antwort: „Nicht zu Haus."

„Nun, so schicke den Hausknecht, Bürgerin, daß er für mein Pferd sorgt," gebot er.

„Der Hausknecht ist bei unsern Truppen," erwiderte die Magd verdrießlich. „Sorg' selbst für Dein Pferd. Heu will ich Dir geben."

„Nun, so komm," sagte Ermel, welcher freudig diese

Gelegenheit ergriff, sich mit der Localität vertraut zu machen. „Aber wart'," rief er, „ehe wir gehen, setz' unsern Freunden hier einige Flaschen Wein und einen Imbiß vor; sie werden hoffentlich meine patriotischen Gesinnungen nicht verkennen, wenn ich sie bitte, meine Gäste zu sein."

„O so etwas läßt man sich auch von einem Verdächtigen gefallen," sagte der Führer der Patrouille; „nur immer her mit dem Weine!"

Der Wein und die Speisen wurden gebracht, die Nationalgarden nahmen an dem Tische Platz und schienen sich wenig mehr um die Gefangenen zu kümmern. Entweder waren diese Schufte von Royalisten, und hatten folglich nicht den Muth, zu entfliehen, oder sie waren gute Patrioten, wofür sie sich ausgaben, und dann that es nicht Noth, sie zu bewachen.

Auf das Dritte, daß die Gefangenen Royalisten sein und dennoch Muth haben könnten, hatten die guten Bürger freilich nicht gerechnet, und dennoch war es so.

Als Ermel sich mit der Magd entfernt und von ihr das Heu in Empfang genommen hatte, verabredete er sich mit Alain. Sie wendeten die Pferde, gaben Francesa den Zügel und ließen sie allmählig auf dem Wege, auf dem sie gekommen waren, zurückfahren, nachdem sie ihre Waffen aus dem Versteck genommen hatten. Mit gespannter Pistole, den blanken Säbel am Riemen,

traten sie dann in das Gastzimmer, in welchem die Republikaner arglos zechten. Zwei Schüsse streckten die nächsten zu Boden, und als sie dann mit gezücktem Säbel auf die übrigen zusprangen, die ihre Gewehre in den Winkel gesetzt hatten und keines Ueberfalls gewärtig waren, hatten sie sogleich gesiegt. Verwundet wälzten sich zwei andere am Boden und nur der Letzte, der sein kurzes Seitengewehr gezogen hatte, vertheidigte sich muthig. Ein Pistolenschuß Alains streckte auch ihn nieder und nun flehten die beiden Verwundeten um ihr Leben. Gern hätte Ermel ihre Bitte gewährt, doch die eigene Sicherheit duldete es nicht nnd mit blutendem Herzen befahl er Alain, sie vollends zu tödten.

Das Blutgeschäft war in einer Secunde beendigt; doch als sie sich nach der Magd umsahen, war diese verschwunden und sie durften sich nicht die Zeit gestatten, sie aufzusuchen. Auf die Gefahr hin, daß sie ihnen Verfolger nachsenden möchte, schlugen sie daher eiligst den Weg ein, auf welchem Francesa ihnen vorangefahren war, und nach einer Viertelstunde erreichten sie den Wagen, bogen von der Hauptstraße ab und auf ungebahnten Pfaden mitten in das Gehölz hinein, durch welches ihr Weg sie führte.

Sie hatten Ursache, diese Vorsicht zu preisen, denn nachdem sie einige Zeit in dem Gehölz gefahren waren, endlich nicht mehr weiter konnten und nach einem Wege

suchten, hörten sie wildes Geschrei auf der Straße. Kein Zweifel, eine republikanische Abtheilung, die irgend ein unglücklicher Zufall nach jenem Witrhshause geführt und die Magd zu ihrer Verfolgung ausgesendet hatte. Doch die Dunkelheit gestattete nicht, die Spur des Wagens, der von dem Wege abgebogen war, zu bemerken, die Flüchtlinge verhielten sich ganz ruhig und nach einiger Zeit verlor sich der Lärmen in der Ferne. Dennoch wagten sie nicht, ihren Versteck zu verlassen und erst nachdem sie volle zwei Stunden in demselben zugebracht hatten, suchten und fanden sie einen Ausweg und setzten ihre Reise mit der steten Besorgniß, wieder eingeholt zu werden, fort.

Dies war das einzige Abenteuer, das ihnen auf dem Wege zustieß, bis sie in die Nähe der Wälder von Morbihan gelangten. Hier war die Wachsamkeit der Republikaner größer.

Die ganze Gegend war mit Truppen besetzt, und es wäre unmöglich gewesen, mit ihrem Wagen hindurchzukommen, ohne den dringendsten Verdacht zu erwecken. Ermel, der sich schon oft überzeugt hatte, und namentlich bei seinem Abenteuer mit dem Bürger Pertuis, daß kecke Verwegenheit oft am sichersten zum Ziele führt, fuhr dreist in einen Ort hinein, den er von republikanischen Nationalgarden besetzt fand, ließ Pferd und Wagen in

dem Wirthshause und fragte nach dem Commandanten der republikanischen Truppen.

Man wies ihm dessen Wohnung und er begab sich dorthin.

„Bürger Commandant,“ sagte er, als er eintrat, „ich bin der Bürger Pontarlier aus Viré; ich habe Lieferungen für die republikanischen Truppen zu besorgen und deshalb die verschiedenen Posten zu bereisen, um zu sehen, wie groß der Bedarf ist. Sieh hier meinen Geleitsbrief von dem Bürger Oberst Pertuis und sei so freundlich, ihn Deinerseits zu bestätigen, weil Deine Leute diesem fremden Befehle vielleicht nicht die gehörige Achtung widerfahren lassen möchten. — Der Ruf bezeichnet Dich als einen ausgezeichnet klugen Mann, und ich glaube daher, daß ich mich an keinen Bessern wenden kann, als an Dich, um zu erfahren, welche Lieferungen in dieser Gegend Noth thun.“

Die kleinen verschmitzten Augen des Commandanten ruhten prüfend auf Ermel, und dieser glaubte daraus den Blick der Habgier zu erkennen. Deshalb sagte er:

„Braucht Dein Corps, Bürger, Lebensmittel, so bitte ich Dich nur, mir die Quantität anzugeben und bin bereit, Dir im Voraus die Quittung für die empfangenen Gelder einzuhändigen. — Unter guten Patrioten darf kein Argwohn herrschen.“

„Du hast Recht, Bürger Pontarlier,“ entgegnete

der Commandant. „Schreibe mich daher mit 700 Portionen für fünf Tage ein und gieb mir die Quittung über den empfangenen Betrag. Wie Du keinen Argwohn in mich setzest, so vertraue ich auch Dir, daß der Proviant unverzüglich eingehen wird, denn meine Leute brauchen ihn.“

„Sorge nicht,“ sagte Ermel; „und nun sei so freundlich, mich mit den übrigen Posten, wo noch etwas zu liefern sein wird, bekannt zu machen.“

Der Commandant ging, wie ein Tölpel, der er war, in diese Falle und gab Ermel den gewünschten Aufschluß über die Stellung der republikanischen Truppen, welche die Vorposten gegen die Rebellen von Morbihan bildeten. Ermel erkannte hieraus die ganze Stellung, und es zeigte sich ihm sogleich die Hoffnung, auf einem Punkte, der allem Anscheine nach unbesetzt war, hindurch zu gelangen. Er ließ daher seinen Geleitsbrief unterzeichnen, kehrte freudig zurück in den Gasthof und brach wieder auf, nachdem das Pferd durch Futter und Ruhe zu einer neuen anstrengenden Fahrt gestärkt worden war. —

Eine dunkle, regnerische Nacht begünstigte seinen Plan. Mehrere Posten, an denen er vorüberkam, ließen ihn nach Vorzeigung seines Geleitsbriefes ungehindert passiren, und als er jene Gegend erreichte, von wo aus er zu den Chouans zu gelangen hoffte, bog er vom Wege

ab und fuhr auf Gerathewohl in der Richtung fort, in welcher die royalistisch gesinnten Kämpfer stehen mußten.

Er wurde von dem Glücke so sehr begünstigt, daß er schon nach wenigen Stunden einen Vorposten der Chouans erreichte.

Als er angehalten wurde, gab er sich für einen Abgeordneten des Grafen Puisaye zu erkennen und verlangte augenblicklich zu diesem gebracht zu werden. Die wilden Gestalten, welche den Posten bildeten, auf den er getroffen war, schienen nicht übel Lust zu haben, seinen Wagen und Alles was er hatte, für gute Beute zu erklären, obgleich er sich als Royalisten angab; allein seine und Alains entschlossene Haltung und die Waffen, mit denen sich Beide jetzt versehen hatten, flößten ihnen so viel Respect ein, daß sie, wenn auch murrend, in sein Begehren willigten und ihm einen Boten mitgaben, um ihn nach dem nicht fern gelegenen Hauptquartier des Grafen Puisaye zu bringen.

Glücklich erreichte er dasselbe. Der Graf empfing ihn mit allen Aeußerungen der lebhaftesten Freude, und indem er ihn einlud, die Nacht in seiner Nähe zuzubringen, versprach er ihm, ihn und seine Begleiterin, die er mit der ächt französischen Galanterie eines alten Edelmannes begrüßte, am nächsten Morgen zu dem Orte geleiten zu lassen, wo Armand, Hilaire und alle die

übrigen Mitglieder seiner Familie sich befanden, die, wie der Graf versicherte, alle vollkommen wohl wären.

Dem Himmel für ihre glückliche Rettung dankend, legten die Reisenden sich zur Ruhe, und Francesa, welche keine Ahnung von dem Leben hatte, das die Banden der Chouans in diesen wilden Waldgegenden führten, gab sich den Träumen an ein glückliches, ruhiges Leben im Kreise der Ihrigen hin.

Sich mit heiteren Farben das Wiedersehen des geliebten Vaters, der theuren Schwester ausmalend, entschlummerte sie sanft, ohne eine Ahnung der Leiden, die ihrer noch harrten.

16.

Ein Ueberläufer.

Während die bisher geschilderten Ereignisse in anderen Theilen der Monarchie stattfanden, waren in der Vendée zahllose blutige Kämpfe gefochten worden, und unter der Aneiferung der guten Priester und der Führung einiger Männer aus dem Volke, wie Cathelineau und Stofflet, so wie mehrerer Männer des Adels, Lescure, Bonchamps, Elbée, Larochejaquelin, besonders aber des tapferen, unermüdlichen, wenn auch kalten und grausamen Charette hatten die Heere der Vendéer, eben so schnell wieder nach dem Siege zerronnen, wie zu demselben zusammenberufen, die Republikaner beinahe auf allen Punkten geschlagen und bis an die äußersten Grenzen der Provinz zurückgedrängt. —

Doch das Glück hatte seinen Gipfelpunkt erreicht

und drohte mit einer gefährlichen Wendung. Denn wenn bisher die Truppen der Republikaner aus Mangel an Einigkeit unter den Führern, oder der Fähigkeit derselben, so wie aus Mangel an kriegsgeübten Soldaten von den zusammengelaufenen, meist jeder Disciplin entbehrenden Bauernhaufen geschlagen worden waren, so drohte dies jetzt eine andere Wendung zu nehmen, denn die tapfere kriegsgeübte Garnison von Mainz, 15,000 Streiter stark und durch die Capitulation jener Festung verpflichtet, ein Jahr lang nicht gegen die äußeren Feinde Frankreichs zu dienen, rückte in Eilmärschen heran, um gegen die Rebellen im Innern verwendet zu werden.

Die Führer der Vendéer, die Gefahr wohl erkennend, welche diese kriegsgeübten Truppen ihnen brachten, beschlossen daher, ihre ganzen Kräfte zu vereinigen, um wo möglich durch einen entscheidenden Schlag das Vaterland ganz von den Republikanern zu reinigen.

Elbée an der Spitze von 25,000 Mann überfiel am 5. September die Abtheilung des Generals le Comte in der Gegend von Chantomay und trieb ihn bis Luçon zurück. —

In diesem Kampfe beschimpften sich die Vendéer durch blutige Grausamkeit. Das Bataillon der Rächer, welches bisher durch seltene Tapferkeit der Schrecken der Weißen gewesen war, wurde in diesem Gefechte von der ungeheuren Uebermacht nach vierstündigem verzweifeltem

Widerstande überwunden. Unter dem Versprechen der Begnadigung streckte der kleine Rest das Gewehr; doch das Wort wurde nicht gehalten, und unbarmherzig metzelten die Bauern alle diese Tapferen nieder.

Die Schmach dieses blutigen Wortbruchs von sich abzuwälzen, verkündete der apostolische Rath, der sich die oberste Leitung angeeignet hatte und seine Decrete im Namen des Königs und der Religion erließ, die Todten noch im Grabe schändend, durch ein Decret vom 30. September, jene Tapferen hätten, bevor sie der verdienten Todesstrafe überliefert wurden, sich reuevoll den guten Priestern zu Füßen geworfen und sich selbst angeklagt, geschändet, geraubt, gemordet, gebrannt und Gott gelästert zu haben; — sie wären daher nicht als besiegte Feinde ermordet, sondern als erwiesene Gotteslästerer hingerichtet worden. Doch diese Beschuldigung war durchaus ungegründet, und auf frischer That hatte man die Rächer niedergemetzelt.

Der Convent, erbittert durch den langen Widerstand, den die Vendée leistete, verfiel auf den Gedanken, dasselbe Mittel anzuwenden, welches sich bei den Bauern der Bocage, bei den Schützen von Loroux und den Bewohnern des Marais so oft bewährt hatte. Rings um die Vendée ertönte in allen Gemeinden die Sturmglocke, und die ganze Bevölkerung wurde unter Androhung der Todesstrafe unter die Waffen gerufen. Zahlreiche Schaaren

mangelhaft bewaffneter Bauern strömten, durch die Furcht vor der Todesstrafe getrieben, von allen Seiten herbei. Unter Rossignol's Anführung zogen sie in die Umgebungen von Tours, Parthenay, Fontenay und Luçon, doch Lescure errang einen leichten, ruhmlosen Sieg über dieses ungezügelte Geschwader.

Inzwischen waren die Mainzer in Nantes eingetroffen, geführt von dem wackeren Aubert-Dubayet und dem ausgezeichneten Kleber. Sie brachten Haubitzen mit sich, eine Waffengattung, welche bisher in dem Kriege der Vendée noch nicht angewendet worden war, und die Granaten machten eine furchtbare Wirkung unter den Bauern, mehr noch durch den moralischen Schrecken, den sie hervorriefen, als durch den wirklichen Schaden, welchen sie anrichteten.

In ganzen Haufen rissen die Bauern aus, um zu ihrem heimathlichen Heerde zurückzukehren, und der gottesfürchtige d'Elbée sah sich zu Schreckensmaßregeln genöthigt, um seine Leute wieder zu der Theilnahme an dem Kampfe zu bewegen. Ja er, so fromm, so gottesfürchtig, griff sogar zur Lüge; der deutlichste Beweis, in welcher Verlegenheit er sich befunden haben muß. Er erließ mit dem Bewußtsein und der Absicht, die Wahrheit zu entstellen, die folgende historisch merkwürdige Proklamation:

„Eilt herbei, fromme Vendéer! erhebt Euch, muthige Royalisten! erhebt Euch zur Vertheidigung dessen, was

Euch am Theuersten ist! Euer Gott, Euer König rufen Euch! Kommt, Eure Anstrengungen zu krönen. Die edelmüthigen Mächte, welche für die Wiederherstellung der Ordnung kämpfen, sind an den Thoren von Paris, und in wenig Tagen wird unser guter König seinen Thron wieder besteigen. In seinem Namen ist es, daß ich den tapferen Vertheidigern des Altars und der Monarchie Beistand, Belohnungen und die Befreiung von der Bezahlung der Steuern verspreche. Wenn es unter Euch Feige gäbe, welche sich für eine so heilige Sache zu marschiren weigerten, so erkläre ich, daß sie nicht blos schweren Auflagen unterworfen, sondern auch als Mitschuldige des Complotts betrachtet und als solche bestraft werden würden."

Dieser Aufruf verfehlte die beabsichtigte Wirkung nicht. Von allen Seiten strömten die Bauern von Bocage und die Schützen von Loroux zu den Haufen der berühmtesten Führer der Insurrection, und am 19. September stand eine Streitmacht von 20,000 Mann bei Torfou der Vorhut der Mainzer gegenüber.

In wilder Hitze entspann sich das Gefecht. Die Vendéer griffen zuerst an; doch der kalte, entschlossene Widerstand der Mainzer, das wohlgezielte Feuer, das sie auf die ungeregelten Reihen der katholischen Armee unterhielten, brachte diese in Unordnung, und sie begannen zu weichen. Schnell entschlossen rückten die Republikaner,

geführt von dem tapferen Kleber, vor und griffen das Dorf Torfou, welches die Höhe beherrschte, mit solchem Ungestüm an, daß sie es augenblicklich von den Vendéern säuberten. Doch die tapferen Bauern entwichen nicht in wilder Flucht, sondern zogen sich langsam zurück, warfen sich in Gebüsche und Gräben, und es entspann sich ein lebhaftes Einzelgefecht. Eine Compagnie Jäger vom siebenten Regiment der Republik griff den rechten Flügel der Vendéer mit solchem Ungestüm mit dem Bajonnet an, daß sie ihn warf und in Unordnung brachte; allein die Bauern flohen nicht in gerader Richtung zurück, sondern seitwärts gegen den linken Flügel der Republikaner. — Dieser sah sich dadurch von einer Umgehung bedroht, und indem Kleber zwei Reservebataillone vorrücken ließ, entstand plötzlich der Schreckensruf: „Wir sind abgeschnitten!“

Die Republikaner begannen zu weichen, die Vendéer drängten heftig nach, und bald war Kleber kaum noch im Stande, die Ausartung des Rückzugs in eine wilde Flucht zu hindern.

Da in der Hitze des Gefechts blieb ein Mann aus den Reihen der Republikaner zurück, befestigte ein weißes Tuch an der Spitze seines Bajonnets und kam im vollen Laufe auf die Vendéer zu, indem er, sein Gewehr mit der weißen Fahne hoch haltend, laut rief:

„Es lebe der König! es lebe die heilige Jungfrau! — Nehmt mich auf in Eure Reihen, Brüder!“

Die zunächst befindlichen Vendéer stutzten. Sie wußten nicht, ob sie dem Ueberläufer trauen sollten, und schon legten sie ihre Gewehre auf den Flüchtling an, um ihn niederzuschießen; da hinderte einer ihrer Führer sie daran, indem er sie darauf aufmerksam machte, daß Keiner von den Andern dem Mainzer gefolgt sei, und daß wohl mancher Freund in den Reihen der Feinde dienen möchte, der gleich Diesem gern die Gelegenheit ergreifen würde, zu ihnen überzugehen.

Der Ueberläufer wurde daher mit Freuden begrüßt, und indem einige der Vendéer, um keine Maßregel der Vorsicht zu vernachlässigen, ihn entwaffneten und ihn in ihre Mitte zurückführten. behandelten sie ihn doch mit aller Schonung und erklärten sich bereit, ihn sofort nach beendigtem Gefecht zu dem Herrn von Bonchamps zu führen, dem er, wie er sagte, bekannt war, und der bereit sein würde, für seine Gesinnungen Bürgschaft zu leisten.

Noch zwei Stunden etwa währte das Gefecht, und der Gefangene blieb während dieser Zeit unter sicherer Obhut. —

Allmählig ertönten die Schüsse seltener, endlich verstummte das Feuern ganz und Haufe auf Haufe der Vendéer kehrte von der Verfolgung des Feindes zurück.

Herr von Bonchamps, umgeben von seinem General-

stabe, ritt langsam des Weges daher. Er kam in die Nähe der Gruppe, von welcher der Ueberläufer der Mainzer bewacht wurde. Als dieser seiner ansichtig wurde, rief er ihn herbei.

Verwundert, sich von einem Manne in der Uniform der Republikaner beim Namen gerufen zu hören, noch mehr verwundert aber, diesen lebend, umgeben von mehreren seiner Bauern, zu erblicken, ritt er zu ihm heran; doch als er nur noch wenige Schritte von ihm entfernt war, rief er mit dem Tone freudiger Ueberraschung:

„Wie, Herr von Montreuil, Sie hier? und in der Uniform unserer Feinde?“

„Die ich gezwungen trug, nachdem ich als Gefangener der Armee Condé's in ihre Hände gefallen war,“ entgegnete Montreuil, „die ich aber auch zugleich als ein sicheres Mittel betrachtete, unaufgehalten durch das ganze Land bis hierher zu meinen theuren Landsleuten zu gelangen. Vor wenigen Tagen trafen wir in Nantes ein, heute war das erste Gefecht, und ich benutzte die willkommene Gelegenheit, die Reihen der Verhaßten zu verlassen, und bin jetzt hier, Ihnen meine Dienste anzubieten.“

„Die mit Freuden angenommen werden!“ entgegnete Bonchamps, und dann Montreuil seiner Umgebung vorstellend, bezeichnete er ihr denselben als einen sehr tüchtigen Offizier, dessen Gewinn für ihre Sache er als ein Glück betrachte.

Mit freudigem Danke für den Empfang schüttelte Montreuil die dargebotene Hand des Herrn von Bonchamps und nahm dann ohne Zögern das Anerbieten eines ehrlichen Bauern an, seine republikanische Uniform mit einer Jacke, die er ihm bot, zu vertauschen.

Dann begleitete er Herrn von Bonchamps auf dessen Aufforderung nach dem Hause, in welchem der General sein Hauptquartier genommen hatte, und erhielt von ihm die Abtheilung zugewiesen, bei der er als einer der oberen Offiziere eintreten sollte.

Freudigen Muthes reihte er sich den Insurgenten an, und seine sonstige Heiterkeit, die ihn während des Marsches mit den Mainzern ganz verlassen hatte, kehrte in vollem Grade zurück, so daß er durch seine muntere Laune bei seinen Kameraden und Untergebenen bald eben so beliebt war, wie geachtet durch die Tapferkeit, die er in den nächsten Gefechten, welche von nun an beinahe täglich und oft zum Nachtheile der Vendéer stattfanden, entwickelte.

17.

Die Niederlage bei Chaullet.

Seit Montreuil in die Reihen der Vendéer eingetreten war, erlitten dieselben den kriegskundigen, tapferen Mainzern gegenüber Niederlage auf Niederlage, aber dennoch hielt er muthig und entschlossen bei der Sache aus, der er einmal sein ganzes Leben zu widmen beschlossen hatte. — Mit freudigem Muthe jedoch that er es nicht. Er, an militairische Disciplin gewöhnt, konnte sich nicht mit dem zügellosen Wesen der zusammengelaufenen Bauernhorden befreunden, die kaum irgend einen Befehl befolgten, ausgenommen den, den Feind anzugreifen. Außer dem Gefecht aber galt ihnen der Offizier beinahe nichts, ja sie betrachteten viele der Edelleute, welche höhere Posten in der Armee bekleideten, sogar mit einer Art von Trotz, und fühlten sich beinahe überall eher geneigt, den Führern

Gehorsam zu leisten, die aus dem Volke selbst stammten, wie Cathelineau, Stofflet, Joly und Anderen.

Er sah mit Betrübniß ein, daß auf diesem Wege auf die Dauer an keinen Sieg zu denken sei, wenn auch ja durch fanatische Tapferkeit hier oder dort irgend ein Vortheil errungen wurde.

Er verhehlte diese Ansicht nicht gegen Herrn von Bonchamps, der bald in ihm die höhere militairische Befähigung und die Kriegserfahrenheit des tüchtigen Soldaten kennen zu lernen und zu würdigen Gelegenheit gefunden und ihn in seinen Generalstab genommen hatte, so daß Montreuil sich fortwährend in der unmittelbaren Nähe dieses ausgezeichneten und edlen Mannes befand. Dadurch fühlte er seine Lage wesentlich erleichtert, denn die Rohheit, von der er sich in dem Kriegslager der Vendéer überall umgeben sah, die Indisciplin, die in ihren Reihen herrschte, die blutgierige Grausamkeit, die sie gegen überwundene Feinde nicht nur, die ihnen waffenlos in die Hände fielen, sondern auch gegen Greise, Weiber und Kinder zeigten, empörte und erbitterte ihn.

„Mein edler Herr,“ sagte er eines Tages, kurz vor einem neuen bevorstehenden Kampfe, zu Herrn von Bonchamps, „ich fürchte, wir gehen einer traurigen Zukunft entgegen. Ich kenne die Soldaten der Republikaner, in deren Reihen ich das ganze Land durchzog, und ich weiß,

daß sie mit solchen Soldaten, wie wir sie besitzen, nicht zu besiegen sein werden."

„Leider haben Sie wohl Recht, mein wackerer Freund," entgegnete Herr von Bonchamps; „allein was ist zu thun? Sie sehen, mein Einfluß ist nicht überwiegend, und ich muß mich oft damit begnügen, nicht das Gute zu vollbringen, sondern das größere Schlimme zu verhindern."

Dies Gespräch wurde durch die ersten Schüsse des sich wieder entspinnenden Kampfes unterbrochen, und nur zu bald sollten die trüben Ahnungen Montreuil's sich erfüllen. —

Einige Zeit leisteten die Vendéer, von den Mainzern unter Kleber, Marceau und Westermann gedrängt, muthigen Widerstand; doch bald wichen ihre Reihen, und eine Stunde darauf war Beaupréau von den Flüchtigen des katholischen Heeres gefüllt. Der fanatische Muth, der bisher die Streiter des Glaubens beseelte, war dahin, und muthlose Verzweiflung hatte sich ihrer bemächtigt. Verwundete und Sterbende füllten bald die Straßen, und nicht mehr an Sieg dachten die Meisten, sondern nur daran, den schrecklichen Mainzern, die sie mit dem bösen Feinde im Bunde wähnten, zu entkommen, in dem Schooße der Ihrigen das Leben zu enden. Die Wunden flüchtig verbunden, matt, erschöpft und nur noch durch die Furcht aufrecht erhalten, wankten viele Jammergestalten einher. Frauen drängten sich durch die aufgelös'ten Reihen, unter

wildem Geschrei ihre Männer, ihre Kinder suchend; Kinder, von den Müttern getrennt, erhoben weinend die kleinen Hände; doch fühllos eilten die Streiter an ihnen vorüber; Jeder war nur mit sich selbst, mit seiner eigenen Rettung beschäftigt. Durch die Richtung, welche die Colonnen der Republikaner in der neuesten Zeit genommen, aus ihrer Heimath gedrängt, hatte nicht nur die waffenfähige Mannschaft sich um ihre Führer gesammelt, sondern die Meisten waren auch von ihren Familien, Weibern, Kindern, ja sogar von ihrem Vieh begleitet, und das Heer der Vendéer, zahllos an Köpfen, glich nicht mehr einem streitbaren Heere, sondern einem auswandernden Volke. —

Fortwährend von den Siegern gedrängt, die ihre blutige Bahn durch Mord und Brand bezeichneten, wilde Grausamkeit übend, entschuldigt, wenn auch nicht gerechtfertigt, als Wiedervergeltung, war der Weg, den die Vendéer nahmen, mit Leichen bedeckt.

Bei Beaupréau, in welchem sich ein neuer Haltpunkt bot, sammelten die Schaaren sich nochmals um ihre Führer; hier und dort bildeten sich einige Haufen, unter denen die guten Priester tröstend und ermahnend umhergingen, neuen Muth in die Brust der Verzweifelten hauchend, ihnen die ewige Seligkeit verheißend.

Die Thüren der Kirchen waren geöffnet, die Priester lasen die Messe, und gläubig schöpften die Unglückli-

chen neue Hoffnung aus den Worten des Heils, welche ihnen am Altare verkündet wurden.

Während so der Kampf einen Augenblick stockte, war in einem größeren Gebäude der Kriegsrath der Vendéerführer versammelt, allein wie immer waltete hier weniger eine ruhige, verständige Berathung, als ein heftiger Streit der widersprechendsten Meinungen. Es ertönten Flüche über Charette, auf dessen Beistand in dem letzten Kampfe man gerechnet hatte, und der ausblieb, ohne auch nur die an ihn ergangene Botschaft zu beantworten. Nach einem längeren Tumult gelang es dem frommen Elbée, zum Wort zu kommen.

„Ist es der Wille der göttlichen Vorsehung,“ rief er, „so ist der Sieg noch immer für uns möglich. 40,000 waffenfähige Streiter, begeistert für die gute Sache, der wir dienen, sind unter unseren Fahnen versammelt; wir verloren einen Theil unserer Geschütze, doch noch bleiben uns über 50 Kanonen. Beaupréau bietet uns einen günstigen Vertheidigungspunkt, und mit dem Schutze der heiligen Jungfrau kann es uns nicht fehlen, den Sieg zu erringen, wenn nur Einigkeit in unseren Reihen herrscht.“

„Ich kann diese Zuversicht nicht theilen,“ rief Bonchamps; „Beaupréau ist ein offener Ort, der keine Vertheidigungsmittel bietet, der nach allen Seiten umgangen werden kann. Nur Kühnheit kann in solcher Lage uns retten. Unsere Maßregeln müssen den Feind überraschen,

sie müssen ihm unerwartet kommen und uns dadurch Zeit zu neuen Unternehmungen gewinnen lassen."

„General," sagte der wilde Marigny, der Commandant der katholischen Artillerie, „ich muß gestehen, daß ich nicht weiß, wo Sie hinaus wollen."

„Ich will mich deutlicher erklären," entgegnete Bonchamps. „Meine Meinung ist, daß wir über die Loire gehen, daß wir den Strom als Scheidewand zwischen uns und unsere Verfolger bringen und dadurch Zeit gewinnen, unsere Truppen zu sammeln, zu ermuthigen, neu zu organisiren. In den Wäldern von Morbihan sind über 30,000 Chouans zerstreut; tapfere Führer des Adels stehen an ihrer Spitze, und auch außerdem zählen wir in dem Lande viele Anhänger, die wohl nur unseres Erscheinens harren, um sich uns anzuschließen. Trachten wir, uns mit ihnen zu vereinigen, dadurch den Blauen eine Streitmacht entgegenzustellen, die ihnen imponiren muß, dann das Meer zu erreichen und so mit England, dessen Flotten an unserer Küste kreuzen, in Verbindung zu treten. — Nur auf diesem Wege sehe ich Rettung, sonst auf keinem."

Der Vorschlag, so weise er auch war, fand keinen Anklang unter den Zuhörern.

Mit finsterem Schweigen sahen die Meisten zu Boden, sie kämpften für ihren Heerd auf ihrer Scholle; doch früher schon war jeder Versuch, sie über die Grenze

hinaus zu führen, an dem entschiedenen Widerwillen der Landleute gescheitert.

„Das Land meiner Väter verlassen! Nimmermehr!“ rief der rohe Stofflet. „Muß ich sterben, so sei es auf dem Boden meiner Heimath!“

„Freunde,“ nahm der Prinz Talmond das Wort, „Eure Heimath ist jenseits des Stromes ebenso gut wie diesseits; die Bretagne bildet nur ein Ganzes mit der Vendée, verbunden durch gleiche Gefühle, gleiche Sitten. Ihr wißt, ich stamme von dort, und ich darf Euch die Versicherung geben, daß meine Brüder, Eure Brüder, Euch erwarten und Euch mit offenen Armen empfangen werden. Verwerft nicht den Gedanken, die Vendée für einige Zeit in den Händen der Blauen zu lassen. Bald kehren wir mit vergrößerter Streitmacht zurück, sie daraus zu vertreiben, und ich stehe Euch dafür, Charette und Joly werden ihnen ohnedies den ruhigen Besitz nicht gönnen.“

„40,000 Vendéer,“ rief der feurige Laroche, „sollten die Flucht ergreifen vor 30,000 Blauen! Pfui der Schande! Nie soll man mir nachsagen, ich hätte freiwillig dazu gestimmt, das Vaterland dem Feinde preiszugeben. Die Blauen haben uns besiegt, es ist wahr, doch nicht vernichtet. Zeigen wir ihnen, daß wir noch Muth besitzen; greifen wir sie in Chaullet an, wo sie in diesem Augenblicke dem Taumel des Sieges sich überlassen.

Fallen wir unerwartet über sie her, statt vor ihnen zu fliehen, und die heilige Jungfrau wird uns helfen, sie zu vernichten."

„Es sei," entgegnete Bonchamps, „auch diesen Versuch noch. Doch wenn er fehl schlägt, was dann? Ein kluger General sichert sich den Rücken, auch wenn er auf Sieg hofft. Werden wir bei Chaullet abermals geschlagen, so bleibt uns keine Zuflucht, als die Bretagne. Deshalb, mein Prinz von Talmond, bitte ich Sie und alle die Herren, die von dem rechten Ufer der Loire stammen, mit ihren Leuten St. Florent zu besetzen, über den Strom zu gehen, Varades zu nehmen und die zahlreiche Menge der Kähne und Boote, die sie dort finden, nach St. Florent zurückzubringen, damit wir auf ihnen unsere Truppen übersetzen können, wenn die Noth uns dazu zwingt."

„Wer wird auf Flucht denken, wenn er auf Sieg hofft!" rief Stofflet entrüstet. „Nichts von der Möglichkeit des Rückzugs! Die Verzweiflung gebe unsern Streitern die Gewißheit des Sieges, und die Aussicht auf den unvermeidlichen Tod im Fall der Niederlage mache auch den Feigen zum Helden. Man muß sie zwingen, bis auf den letzten Mann zu fechten."

„General," entgegnete Bonchamps unwillig über das widersinnige Geschwätz des Waldhüters, „lassen wir die Stimme des Kriegsraths entscheiden, ob mein Vorschlag verworfen werden soll oder nicht, ob die Regeln des

Krieges zu beachten sind, ob wir von einem bloßen Zufall unser letztes Heil abhängig machen wollen.“

Die Abstimmung erfolgte und fiel zu Gunsten von Bonchamps Meinung aus.

Der Prinz von Talmond mit seinen Reitern und noch 2,000 Mann unter dem Herrn von Autichamp und andern Edelleuten der Bretagne brachen nach St. Florent auf, setzten über den Fluß und vollzogen glücklich den ihnen ertheilten Auftrag.

Bald harrten Hunderte von Booten und Kähnen am linken Ufer der Loire des Erfolgs, den der kühne Angriff bei Chaullet haben würde.

Während die Armee der Vendée abermals dem Feinde entgegenrückte, den sie in Chaullet zu überfallen hoffte, drängte die Masse der hilflosen Greise, Weiber und Kinder, welche von der Möglichkeit einer Flucht auf das andere Ufer gehört hatten und dieselbe mit Freuden begrüßten, auf dem Wege nach St. Florent vorwärts.

Die Straße war dicht gedrängt mit Flüchtigen; dazwischen fuhren zahlreiche Wagen und Karren aller Art, und bald stockte der Zug.

Jeder suchte, so gut es gehen wollte, vorwärts zu kommen. Da ertönte plötzlich in der Richtung von Beaupréau ein wilder Lärm; das Drängen vergrößerte sich und bald erscholl der furchtbare Ruf:

„Rette sich wer kann! Die Unsern sind geschlagen! Die Blauen kommen!"

Es war kein blinder Lärm.

Schon zeigten sich die ersten Flüchtlinge, die dem Gefecht bei Chaullet entronnen waren. In wilder Hast stürzten sie sich auf das Gedränge der Weiber und Kinder.

„Rettet Euch! rettet Euch!" schrieen sie. „Wir sind geschlagen! Die wilden Mainzer sind dicht hinter uns!"

Und so war es in der That. Die Hoffnung, die Mainzer in Chaullet beim Siegestaumel zu überraschen, war gescheitert. Die kriegskundigen Führer hatten alle Anstalten getroffen (wie sie für erfahrene Soldaten sich ziemen), und während die Vendéer einen Ueberfall auszuführen hofften, wurden sie selbst ganz unerwartet stürmisch angegriffen.

Im ersten Anlauf wurde, um das Unglück zu erhöhen, der edle Bonchamps tödtlich verwundet, von einer Kugel in die Brust getroffen. Beinahe zu gleicher Zeit und in kurzer Entfernung von ihm sank der fromme Elbée, durch den Leib geschossen. Schrecken und Verwirrung erfaßte die Bauern. Sie schrieen: „Die heilige Jungfrau hat uns verlassen!" und die Flucht begann. Nur der wilde Marigny, unterstützt von seiner Riesenkraft, warf sich den Feinden wie ein Verzweifelnder entgegen, und es

gelang ihm, die Mainzer zurückzuhalten und die Nachhut in einiger Ordnung nach Beaupréau zu führen.

In ihrer Mitte wurde der verwundete Bonchamps getragen, an dessen Seite Montreuil bleich und niedergeschlagen ging. Mit diesem edlen Führer sank seine letzte Hoffnung, und er gab die Sache des Vaterlandes für verloren.

Als die Vendéer, die in Beaupréau noch Stand hielten, von der vollständigen Niederlage hörten, die sie erlitten hatten, steigerte ihre Wuth sich auf den höchsten Grad. Sie stießen Alles nieder, was in dem Verdacht republikanischer Gesinnung stand und stürzten mit wildem Geheul gegen eine Kirche, in der 500 gefangene Republikaner eingeschlossen waren. Sie forderten den Tod all dieser Unglücklichen, und ohne den sterbenden Bonchamps würde ihr Wille auf blutige Weise erfüllt worden sein.

Kaum hatte jedoch der Edle, der selbst auf den Tod verwundet war, das Beginnen der Rasenden gehört, als er, seine getreuen Schützen von Loroux um sich sammelnd, seine Bahre nach jener Kirche tragen ließ, deren Thür bereits unter den Axthieben der wüthenden Vendéer erdröhnte. Bei seiner Annäherung wich Alles scheu zurück, und so gelangte er unaufgehalten bis zu der Thür, von der sein gebieterisches Wort die Wildesten vertrieb. Er ließ seine Bahre vor der Thür niedersetzen und rief dann mit der letzten Anstrengung seiner Kraft:

„Meine Freunde, seid Ihr Mörder? Sind die Streiter Gottes und des Königs nichtswürdige Henker, daß sie wehrlose Gefangene ermorden wollen? Euer General gebietet Euch zum letzten Mal auf dieser Welt, und er hofft, daß Ihr seinem Worte folgen werdet, wie Ihr ihm so oft in den Kampf folgtet. — Fort mit Euch! sage ich. Wer es wagt, noch ferner eine Hand an die Thür dieser geheiligten Kirche zu legen, den treffe augenblicklicher Tod!"

Die Bauern von Poitou und Anjou wichen mit finsterm Schweigen zurück; man sah es ihren düstern Mienen an, daß sie nicht gesinnt waren, dem Befehle zu gehorchen, und daß es ihnen nur noch an dem Entschluß fehlte, demselben sich zu widersetzen. Die sogenannten guten Priester, stets die Ersten, zu Mord und Grausamkeiten anzureizen, riefen aus dem Haufen hervor, unter den sie sich mischten:

„Tod den nichtswürdigen Ketzern! Die Seligkeit Jedem, der einen Blauen erschlägt!"

Doch zahlreicher sammelten sich die Treuen um den Herrn von Bonchamps, zu dem auch andere Edelleute getreten waren.

„Zurück von der Thür!" rief der Sterbende.

„Fort, Brüder," antworteten die Andern; „laßt uns hinein und die Schurken tödten; oder wollt Ihr gemein-

schaftliche Sache mit den Blauen machen, so sterbt mit ihnen!"

Es schien, als müsse im nächsten Augenblicke ein Kampf zwischen beiden Parteien der Vendéer ausbrechen; da raffte Bonchamps sich mit übernatürlicher Gewalt empor von seinem Lager, stand groß und drohend da und rief:

„Wollt Ihr morden, so mordet mich zuerst! Nur über meine Leiche führt der Weg zu den Gefangenen! — Wer ist der erste Vendéer, der die Hand an seinen General legt?"

So viel Edelmuth besiegte selbst die Wildesten. Sie wichen scheu zurück, und die fortgesetzten Aufhetzungen der Priester und einzelner mordlustiger Anführer blieben vergebens.

Die Blauen waren gerettet und wurden unter dem Schutze der Anhänger Bonchamps, denen sich auch der junge edle Laroche anschloß, aus der Kirche entlassen und in Freiheit gesetzt.

Vielleicht würde auch jetzt noch ihre Rettung nicht gelungen sein, hätten nicht die Vendéer auf ihr eigenes Heil bedacht sein müssen, so daß ihnen nicht die Zeit blieb, die Waffenlosen nieder zu machen.

Das Schießen von Beaupréau wurde häufiger und heftiger, und bald war die Stadt von den Republikanern eingenommen.

Die Straße nach St. Florent nicht nur, sondern das ganze Feld dahin war mit Fliehenden überdeckt. Alles strebte gewaltsam dem Ufer zu, Jeder stieß den Andern, der ihm im Wege war, und suchte in eins der Boote zu gelangen, die unablässig von dem linken Ufer nach dem rechten Ufer hinüberfuhren und von dort leer wieder zurückkehrten. —

Doch die Mittel des Transports reichten für die große Menge derer, welche hinüber wollten, nicht hin, und Greise und Matronen, Weiber und Kinder flehten händeringend um Rettung.

Die Führer der Vendéer sprengten, mehrmals von ihrer scharfen Waffe Gebrauch machend, an den Zügen auf und nieder, um wenigstens einen Schein der Ordnung herzustellen, doch ihre Anstrengungen waren meistens vergebens. —

Näher und näher rollte der Donner des Geschützes, und das rettende Ufer im Auge, sahen Tausende von Menschen hilflos einem sichern Tode entgegen. Inzwischen ruderten die Barken und Boote rastlos hinüber und herüber, und zusehends verminderte sich ihre Zahl.

Endlich wurde auch der Marquis von Bonchamps in eins dieser Boote gelegt, umgeben von seiner Frau, seiner Schwester und Montreuil, der nicht von seiner Seite gewichen war. Seit der letzten Anstrengung zur

Rettung der Gefangenen lag er ohne Bewußtsein in einem Zustande der Ruhe, der seine trauernde Gattin täuschte. —

„Er schläft," sagte sie vertrauensvoll; „stört ihn nicht. Diese Ruhe wird hoffentlich zu seiner Genesung führen."

Man ließ die Bedauernswerthe in diesem Wahne, und so gelangte das Boot an das rechte Ufer.

Man hob den Verwundeten aus dem Fahrzeuge und legte ihn sanft auf den Rasen. Seine Frau kniecte neben ihm nieder und küßte seine bleichen Lippen; da fuhr sie mit einem Schrei des Entsetzens zurück.

Sie waren erstarrt! Er hatte ausgerungen.

Marigny, der junge Lescure und andere Führer des Heeres betraten in diesem Augenblicke das Ufer. Als sie sahen, was hier vorgegangen war, knieeten Alle betend nieder, und selbst Marigny, der Wilde, Blutdürstige, konnte sich einer tiefen Rührung nicht erwehren.

Er jedoch war der Erste, der wieder aufsprang. „Rache dem Edlen!" rief er aus. „Begrabt ihn an dieser Stätte, bis wir in besserer Zeit seine Gebeine holen können, sie auf dem Boden seiner Heimath zu beerdigen."

„Die Blauen! die Blauen!" schrieen die Letzten, welche aus den Booten an das Ufer sprangen, und in

der That zischten auch schon einzelne Geschützkugeln über das Wasser, und man sah, wie an dem andern Ufer die Blauen sich bereiteten, Batterieen aufzuwerfen um die Vendéer zu beschießen, da es ihnen für den Augenblick an den Mitteln zu ihrer Verfolgung fehlte.

18.

Ein toller Streich.

Nach dem Uebergange über die Loire bei St. Florent gelang es den Führern der Vendéer, wieder einige Ordnung in ihr Heer zu bringen, während die Republikaner auf verschiedenen Punkten den Uebergang über den Fluß bewirkten. Dennoch würden die Royalisten verloren gewesen sein, hätte nicht in diesem entscheidenden Augenblicke der Convent den tapfern und tüchtigen General Canclaux abberufen und den feigen, unfähigen Lechelle an dessen Stelle zum Obercommandanten ernannt. Diesem Mißgriffe verdankten sie einen glänzenden Sieg, den sie bei Laval am 26. October über die Republikaner erlangten.

Allein der Triumph war nicht von langer Dauer, und nachdem Lechelle, seine Untüchtigkeit selbst erkennend, schmachvoll von dem Commando zurückgetreten und dieses auf den jungen feurigen Moreau übergegangen war, un-

ter welchem der ausgezeichnete Kleber commandirte, wendete sich das Glück bald für immer von den Vendéern.

Sie wurden auf dem rechten Ufer der Loire umhergetrieben, und ihr Kriegszug war bald nichts weiter, als eine fortgesetzte Flucht.

In dieser Noth glaubten die Führer der Vendéer keine andere Aussicht mehr zu haben, als das Ufer des Meeres zu erreichen, und so an den Engländern eine Stütze zu finden, oder von deren Schiffen aufgenommen zu werden.

Eine zweite Möglichkeit der Rettung erblickten sie darin, die Reste der katholischen Armee mit den Chouans zu vereinigen, die 30,000 wohl bewaffnete Streiter und 200 kampffähige Reiter zählten, außerdem aber eine Artillerie von etwa 40 Geschützen verschiedenen Kalibers hatten.

Dem jungen Larochejaquelin war bald nach dem Uebergange über die Loire und nach dem Tode Cathelineau's der Oberbefehl über das katholische Heer übertragen worden, allein seine Autorität wurde kaum beachtet, und namentlich wollte Stofflet sich ihm nicht unterordnen und übte mehr Gewalt über die Streiter des Kreuzes aus, als der Generalissimus selbst.

Der Zug bewegte sich mit geringer Ordnung über Mayonne und Mortain gegen das feste Granville, während eine andere Abtheilung über Dol und Pontorson ge-

gangen war. Die geringen Garnisonen dieser verschiedenen Orte zogen sich nach einer kurzen Vertheidigung gegen St. Malo und Granville zurück, die Besatzungen dieser festen Städte verstärkend. Marigny, der das Thor von Arranches, welches gegen Granville führte, besetzt hielt, sperrte dasselbe am Morgen des 13., sobald so viel Mannschaft auf der Straße gegen Granville abgezogen war, als er für hinreichend hielt, um die Festung mit Sturm zu nehmen. Den ganzen übrigen Theil des Heeres, sowie den zahllosen Troß, der dasselbe begleitete, die Kranken und das Gepäck, hielt er in Arranches zurück.

Wahnsinniger Gedanke! Marigny, der gedienter Offizier war und sich Commandant der Artillerie nannte, glaubte daran, eine Festung wie Granville, ohne alle Vorbereitungsmittel mit Sturm nehmen zu können.

Ohne Faschinen, ohne Leitern, ohne irgend ein Werkzeug zur Eröffnung von Laufgräben, zur Anlegung von Minen, sogar ohne den nöthigen Vorrath von Pulver und Kugeln, rückten die Vendéer in ihrer tollen, blinden Wuth gegen die Festung vor. Sie hofften auf den Beistand der englischen Flotte, welche im Angesicht der Küste kreuzte, und meinten, diese sollte Granville von der Seeseite angreifen, während sie es von der Landseite stürmen wollten. Doch die Engländer blieben aus, und die katholische Armee erschien allein vor der Festung.

Larochejaquelin, der nichts als blinden Muth ohne

alle militairische Kenntnisse besaß, ließ den Commandanten unter Drohungen zur Uebergabe auffordern. Die einzige Antwort war eine heftige Kanonade, welche bis zum Abend des Tages währte, und als dann noch die Garnison einen Ausfall machte, nachdem mehrere Stürme sich als vergeblich erwiesen hatten, ergriff das ganze katholische Heer die Flucht, und die Felder bis nach Arranches hin waren mit einer Masse von 20,000 Fliehenden bedeckt.

19.

Die Folgen der Niederlage.

Mit dem Mißlingen des wahnsinnigen Angriffes auf das feste Granville war die letzte Spur der Zucht und Ordnung aus den Reihen der Vendéer verschwunden. Sie durchzogen in einzelnen Haufen das Land, plündernd, raubend, mordend sogar, um nur das nackte Leben zu erhalten, und Viele warfen die Waffen von sich, um auf ihrer Flucht weniger behindert zu sein.

Das Vertrauen auf die Hilfe der heiligen Jungfrau war verschwunden, die guten Priester hatten ihren ganzen Einfluß verloren, und man hörte sogar von den Verzweifelnden, die in ihnen jetzt die Verführer, die Urheber ihres ganzen Elends zu erkennen anfingen, einzelne Verwünschungen ausstoßen.

Nur um wenige der Offiziere, die das Vertrauen ihrer Untergebenen in höherem Grade gewonnen hatten,

oder ihnen zu imponiren wußten, sammelten sich noch kleine Abtheilungen, die ihren Befehlen gehorchten und ihren Anordnungen willig folgten, von ihrer höhern Einsicht allein die Möglichkeit der Rettung hoffend.

Ein solcher Haufen, einige fünfzig Köpfe stark, lagerte gegen die letzten Tage des Novembers an dem Saume eine Waldes, um einige lustig lodernde Feuer, welche eine Wärme verbreiteten, die bei der rauhen Witterung dieser Jahreszeit sehr wohlthätig wirkte, und dazu diente, den Muth der Belagerten aufrecht zu halten.

Ringsum waren Posten ausgestellt; von Zeit zu Zeit gingen Ronden, die Wachsamkeit der Schildwachen zu prüfen oder auch über deren Bereich hinaus die Gegend zu recognosciren, und an Allem erkannte man die verständigen Anordnungen eines tüchtigen, kriegserfahrenen Offiziers.

An dem einen der Feuer lag, umgeben von mehreren der ältesten unter seinen Leuten, der Führer dieses Haufens: Montreuil.

„Edler Herr,“ fragte einer der Leute, ein großer, starker Mann mit grauem Haar, „was gedenken Sie nun zu thun? Glauben Sie, daß es uns möglich sein wird, die Loire zu erreichen, und in unsere geliebte Heimath zurückzukehren, die ich meines Theils gewiß nie wieder verlasse, wenn die heilige Jungfrau mir so gnädig ist, sie mich noch einmal wieder erblicken zu lassen.“

„Meine Freunde," sagte Montreuil, „ich fürchte, daß es uns nicht möglich sein wird, die Loire zu erreichen, ohne den Blauen in die Hände zu fallen. Wir sind gleich im Anfange zu weit rechts versprengt worden. Savenay, Nantes, Ancenis, Inschrande, Angers, haben zahlreiche Garnisonen der Republikaner, und zwischen allen diesen Städten wird eine so lebhafte Verbindung durch *streifende* Abtheilungen oder Zwischenposten erhalten, daß es einer schwachen Abtheilung, wie der unsrigen, unmöglich ist, auf irgend einem Punkte den Uebergang zu verweigern, ohne von der Uebermacht aufgerieben zu werden, und unbemerkt durchzukommen, dazu sind wir wieder zu zahlreich."

Der Bauer, welcher die Richtigkeit dieser Worte erkannte, sah finster vor sich nieder, seufzte tief und schmerzlich, und fragte erst nach einer längeren Pause:

„Was ist aber dann zu thun, edler Herr, wenn Sie uns auf diese Weise jede Hoffnung rauben, die geliebte Heimath zu erreichen?"

„Meiner Meinung nach, meine Freunde," entgegnete Montreuil, „haben wir auf keine andere Weise irgend ein Heil zu erwarten, als wenn es uns gelingt, die Wälder Morbihans, die sichere Zufluchtsstätte unserer Brüder, der tapfern Chouans, zu erreichen."

„Ich bin des Kampfes müde," sagte einer der andern Bauern, der an demselben Feuer lagerte, und aufmerksam auf die Worte des Führers geachtet hatte. „Ich

will nicht mehr fechten, sondern zu meinem Heerde zurückkehren und in Frieden mein Feld bestellen. — Die heilige Jungfrau ist von uns gewichen, ein sicheres Zeichen, daß sie den Kampf nicht ferner will."

„Ich sehne mich eben so, wie Du darnach, mein Freund, die Heimath zu erreichen, doch nur auf dem Wege, den ich Euch angab, halte ich dies für möglich," entgegnete Montreuil. „An dem Kampfe der Chouans denke ich selbst aber nur so lange Theil zu nehmen, bis sich uns der Weg in die Vendée auf eine oder die andere Weise wieder öffnet, und so Gott will, wird das nicht gar lange dauern. Möglich, daß es uns schon nach kurzer Zeit gelingt, mit Ueberschiffung der Loiremündungen zu Wasser nach der Gegend von Machecoul zu gelangen, die der tapfere Charette noch immer mit seinen Schaaren besetzt hält."

Die Ausführung dieses Gedankens hatte eine so große Wahrscheinlichkeit für sich, daß den Bauern dieser Plan sogleich zusagte. Sie sprachen daher ihre Bereitwilligkeit aus, unter dieser Voraussetzung und Bedingung auch ferner den Befehlen Montreuils zu folgen, und gaben sogleich die bestimmte Versicherung, daß ihre übrigen Kameraden, beinahe sämmtlich mit ihnen aus dem gleichen Kirchspiele, dies ebenfalls zufrieden sein würden.

„Nun wohl, meine Freunde," entgegnete Montreuil, „da wir jetzt über unsern Plan einig sind, so laßt uns jetzt den Schlaf suchen, um in der Ruhe die Kräfte zu

finden, deren wir zu den Anstrengungen der nächsten Tage vielleicht nur allzusehr bedürfen werden."

Er wickelte sich dichter in seinen Mantel und streckte sich am Feuer aus, doch noch hatte der Schlaf sich nicht auf seine Augenlider herabgesenkt, als er einen der ausgestellten Posten anrufen hörte.

Schnell war er auf den Beinen, und eilte selbst nach jener Gegend, da ertönte auf den zweiten Anruf der Schildwache das Feldgeschrei der Katholischen:

„Der König und die heilige Jungfrau!" und die Schildwache rief:

„Passirt!"

Montreuil selbst ging den Kommenden entgegen, deren Führer ihm freudig die Hand entgegen streckte, und in welchem er bei dem Scheine des Feuers, zu dem er ihn gastlich geleitete, den Herrn von Tinteniac erkannte, einen der angesehensten unter den Anführern der Chouans, der aber in der letzten Zeit im Feuer der Vendéer gekämpft hatte, um in die gemeinschaftliche Sache, die beide Parteien verfochten, einen innigeren Zusammenhang, ein übereinstimmendes Wirken zu bringen, ein Bemühen, das an dem beiderseitigen Widerwillen scheiterte, den heimathlichen Boden zu verlassen.

Montreuil theilte sogleich dem Herrn von Tinteniac seinen Entschluß mit, wo möglich nach den Wäldern des Morbihan zu gelangen, und Tinteniac gab darüber un-

verhohlen seine Freude zu erkennen, indem er Montreuil aufforderte, sich seiner ungleich zahlreicheren Abtheilung anzuschließen, die größtentheils aus Bretagnern bestand, welche zuletzt in dem Heere der Vendéer gefochten hatten, und bei der sich auch eine starke Abtheilung von den Reitern des Prinzen Talmond befand.

„Ich kann Ihren Entschluß nur loben, mein theurer Herr von Montreuil," sagte der Herr von Tinteniac, „und ich übernehme die feierliche Verpflichtung, Sie mit Ihrer ganzen Abtheilung wohlbehalten an das Ziel unseres gemeinschaftlichen Strebens zu bringen, denn die ganze Gegend ist mir so wohl bekannt, daß wir von einem Angriffe der verfluchten Blauen um so weniger etwas zu befürchten haben, da sie in dieser Gegend wohl kaum eine so starke, kampffähige — und wie ich hoffe, auch kampfesmuthige Schaar vermuthen, wie wir jetzt nach unserer Vereinigung bilden, sondern die unglücklichen Trümmer des Glaubensheeres mehr gegen die Loire aufwärts verfolgen."

Montreuil war sehr erfreut über dies glückliche Zusammentreffen mit der Schaar des Herrn von Tinteniac, denn weder er noch irgend einer von seinen Leuten war in dieser Gegend bekannt; sie hätten daher nur der allgemeinen Richtung folgen können, und mußten daher froh sein, sich so zuverlässigen Führern anschließen zu können.

Mit freudigerem Muthe warfen sie sich daher endlich dem Schlafe in die Arme, dem Aufbruche am nächsten Morgen entgegensehend, den der Herr von Tinteniac für die Zeit der Dämmerung des anbrechenden Tages festsetzte.

20.

Das Leben in den Wäldern.

„Bruder," sagte Ermel, wenige Tage nach der Wiedervereinigung mit seiner Familie, zu Hilaire, neben dem er in einem dichten Gebüsche lag, während nicht weit davon sein Vater mit den Frauen und den Kindern in einer Art von Höhle ihre traurige Wohnung aufgeschlagen hatten, „ich muß Dir frei bekennen, daß ich glaube, ich werde ein solches Leben, wie wir es hier zu führen gezwungen sind, nicht lange aushalten."

„Ich verarge es Dir nicht, Ermel," entgegnete Hilaire; „doch wenn Du, der Du es erst wenige Tage kennst, es schon in diesem Grade überdrüssig bist, was soll dann ich erst sagen, der ich es schon um so viel länger ertragen habe?"

„Ist es wohl eines Edelmannes würdig," fuhr Ermel voll Unwillen fort, „wie ein Bandit in den Wäldern

umherzuschleichen, in Gemeinschaft, beinahe auf gleiche Stufe gestellt, mit wirklichen Räubern, denn, — verhehlen wir es uns nicht, daß viele der gepriesenen Kämpfer für die königliche Sache keinen bessern Namen verdienen."

„Wohl hast Du Recht, Bruder," sagte Hilaire. „Es ist eine Schande für einen alten Edelmann, mit solchen Schuften wie dieser Jean Chouan und seine ganze Bande gemeinschaftliche Sache zu machen; es ist empörend, sich von Busch zu Busch hetzen zu lassen, wie ein wildes Thier, oder, wenn ja einmal etwas geschieht, feig hervorzubrechen, Wehrlose zu überfallen, Cassen zu rauben, Postwagen auszuplündern, Gebäude in Brand zu stecken, und gegen bewaffnete Abtheilungen der Republikaner nie anders ein Gefecht zu wagen, als mit fünf-, sechs-, ja zehnfacher Ueberzahl!"

„Bei Gott," rief Ermel, „ein solcher Kampf kann der Sache des Königs nichts nützen, kann sie nur schänden. — Doch sagtest Du nicht, daß der Graf Pusaye einen Angriff auf Rennes beabsichtigt?"

„Allerdings, doch der Himmel mag wissen, ob er die dazu erforderliche Streitmacht wird zusammenbringen können. Es stecken, wie er sagt, und wie die andern Führer mit geringen Abweichungen bestätigen, an 30,000 Bewaffnete in den Wäldern Morbihans, aber ich zweifle, ob er davon auch nur 3000 zu dem Angriffe auf Rennes

wird bewegen können, denn die meisten sind feiges Gesindel, die aus dem dichten Gebüsch ihren Mann niederschießen, einen Postwagen, ein einzelnes Gehöft, höchstens ein Dorf überfallen, wenn sie Beute zu machen hoffen, die aber nicht zu haben sind, wenn es einen ernsten Kampf gilt, bei dem sie ohne Hoffnung auf Beute ihr Leben auf das Spiel setzen sollen."

„Mein Entschluß steht fest, Bruder," sagte Ermel, als Hilaire diese traurige Schilderung von der Mehrzahl der Kämpfer entworfen hatte, mit denen sie unter einer Fahne standen, „diesen Zug gegen Rennes, der einen ernsten Kampf verspricht, mache ich noch mit, nehmen aber auch darnach die hiesigen Angelegenheiten keine andere Wendung, dann entsage ich dem Kampfe, und suche entweder nach der Vendée zu kommen, wo man sich doch wenigstens tapfer schlägt, oder ich suche zu emigriren, und wenn ich das traurige Loos bedenke, welches die Frauen bei unserem wilden Leben des Herumziehens trifft, dann ist es mir sehr wahrscheinlich, daß ich den letzten Entschluß vorziehen werde. — Ich darf mir das Zeugniß geben, daß ich meinen Theil bei dem Kampfe für den Thron redlich vollbracht habe, und mir die Ruhe gönnen darf, ohne daß man mich feig schelten könnte."

„Bruder," entgegnete Hilaire, „wenn ich Dich so sprechen höre, schmerzt es mich, daß ich Dir nicht Unrecht geben kann; allein auch ich muß Dir beistimmen. Der

traurige Kampf, den wir hier führen, schlägt dem Lande schwere Wunden, zu deren Vernarbung es langer Zeit bedürfen wird, und ich sehe nicht, daß sie durch irgend etwas Gutes ersetzt würden. Mit dem Kriege in der Vendée ist es kaum anders. Die ganze Provinz ist verwüstet, Hunderttausende sind bereits auf beiden Seiten gefallen, und welcher Vortheil wurde bis jetzt dadurch errungen? — Ich habe daher gleich Dir den Entschluß gefaßt, zu emigriren, wenn der Krieg nach dem Angriffe auf Rennes keinen andern Charakter gewinnt, und ich hoffe, wir werden den Vater leicht für unsere Meinung gewinnen können, denn eigentlich war er von allem Anfange nicht sehr für den Kampf gestimmt, und die Gräuel des Bürgerkrieges, von denen er Zeuge und sogar gezwungener Theilnehmer war, sind gewiß nicht geeignet gewesen, seine Meinung zu ändern."

„Wohl," sagte Ermel, dem Bruder die Hand reichend, „so sind wir einig, Hilaire. Jetzt aber laß uns sehen, wie es mit den Vorbereitungen zu dem Angriffe auf Rennes steht."

Nachdem sie einen kurzen Abschied von den Ihrigen genommen und sie von der Veranlassung ihrer Entfernung benachrichtigt hatten, suchten sie den Grafen Puisaye auf.

Sie fanden ihn mit dem Herrn von Kerfuntun im eifrigen Gespräch, doch Beide schienen nicht in der besten

Laune zu sein, und eben als Hilaire und Ermel näher traten, sagte der Graf Puisaye mit ziemlich heftigem Tone:

„Ich sage Ihnen aber, daß irgend etwas geschehen muß, sonst werden wir die Rothröcke nimmermehr zu ernster Hilfe bewegen.“

In diesem Augenblicke bemerkte er die beiden Brüder, und sich zu ihnen wendend, fragte er sie artig:

„Was führt Sie zu mir, meine Herren?“

„Wir kommen,“ entgegnete Hilaire, „um Sie zu fragen, wie es mit dem Zuge gegen Rennes steht, und Ihnen offen zu erklären, daß wir, wenn daraus nichts wird, entschlossen sind, zu emigriren, sobald sich uns dazu eine günstige Gelegenheit bietet.“

„Nun, da hören Sie es, daß ich Recht habe,“ sagte Graf Puisaye zu dem Herrn von Kerfuntun. „Es muß durchaus etwas Ernstes unternommen werden, geeignet, die Aufmerksamkeit Englands auf unsern Kampf zu lenken, und diesem Krämervolke, welches nur durch Zahlen zu überzeugen ist, den Beweis von der Macht unserer hier versammelten Streitkräfte zu geben.“

„Ich bin vollkommen Ihrer Meinung,“ entgegnete Herr von Kerfuntun, „glauben Sie aber aufrichtig, Herr Graf, daß es Ihnen gelingen werde, durch den Angriff auf Rennes diesen Beweis zu liefern?“

„Gewiß," sagte Puisaye, „wenn es uns nur gelingt, uns in den Besitz der Stadt zu setzen."

„Ja, wenn," entgegnete Kerfuntun mit spöttischem Lächeln, „allein dies wenn scheint mir mehr als zweifelhaft zu sein."

„Mit welcher Macht glauben Sie gegen Rennes aufbrechen zu können, Herr Graf?" fragte Hilaire.

„Ich hoffe, daß über 2000 Mann bereit sein werden, sich uns anzuschließen," sagte Puisaye ziemlich kleinlaut.

„Zweitausend Mann!" rief Ermel aus; „und damit wollen Sie eine Stadt von mehr als 25,000 Einwohnern angreifen, die von einem leider nur allzurepublikanischen Geiste beseelt ist?"

„Wir haben zahlreiche Anhänger in der Stadt," versicherte Puisaye, „und sie warten nur unseres Angriffes von Außen, um ihrerseits im Innern über die Republikaner herzufallen; es kann daher nicht fehlen, daß wir uns der Stadt bemächtigen."

„Nimmermehr," sagte Ermel, „allein man soll von mir nicht sagen können, daß ich mich aus Feigheit vor irgend einem ernsten Kampfe zurückgezogen hätte; ich werde mich daher dem Zuge anschließen, und gewiß meine Pflicht dabei thun, obgleich ich ihn für ein unsinniges Unternehmen erkläre. — Wann denken Sie aufzubrechen?"

„Uebermorgen, mit Tagesanbruch,“ entgegnete Puisaye.

„Sie sollen uns mit den wenigen Leuten, über die wir zu befehlen haben, bereit finden,“ sagte Hilaire, verneigte sich, und beide Brüder entfernten sich beinahe noch unzufriedener, als sie gekommen waren.

Nach wenigen Schritten holte Herr von Kersuntun sie ein.

„Sie haben vollkommen Recht, meine Freunde,“ sagte er; „so, wie es bis jetzt geht, kann aus dem hiesigen Kampfe nichts Tüchtiges werden. — Nehmen wir Rennes nicht ein, — und ich hoffe nicht einen Augenblick, daß uns dies gelingen wird, — so eile ich nach der Vendée, überzeuge mich, wie dort die Sachen stehen, und suche dann nach England zu gelangen, noch einen Versuch zu machen, Pitt zu bewegen. daß er sich endlich dazu entschließe, ein starkes englisches Heer an die hiesige Küste oder die der Vendée zu werfen. Mit einem solchen Stützpunkte von Kerntruppen dürfen wir auf den Sieg hoffen!“

„Ich fürchte, Sie täuschen sich,“ entgegnete Ermel; „dennoch wünsche ich Ihnen von Herzen den besten Erfolg, so sehr ich es auch bedauere, daß Sie uns schon wieder verlassen wollen.“

Gemeinschaftlich erreichten sie die Höhle, in der sie die ganze Familie vereinigt fanden, und wo sie in dem

Kreise ihrer Lieben ein kärgliches Mahl verzehrten, zu welchem der treue Alain mit dem Beistande eines andern, aus Rosven mit herübergekommenen Dieners, das Nöthige herbeigeschafft hatte.

Sie regten dabei den Plan an, zu emigriren, und freudig stimmten Louise und Francesa bei; auch Herr Armand willigte ohne allen Widerspruch ein, und so wurde denn verabredet, unmittelbar nach dem Angriffe auf Rennes, an dessen Mißlingen kein Mitglied der Familie zweifelte, Alles aufzubieten, um eine Gelegenheit zur Emigration zu finden.

21.

Das Wiedersehen der Freunde.

Zu dem Angriffe auf Rennes hatte Graf Puisaye nicht einmal, wie er gehofft, über 2000 Mann zusammenzubringen vermocht; kaum 1500 betrug der Haufe, der ihm dahin folgte, und selbst von diesen waren Viele nur der Ueberredung gewichen.

Ermels Voraussicht fand daher volle Bestätigung.

Die Chouans griffen die Stadt, nachdem ihnen die beabsichtigte Ueberrumpelung mißlungen war, zwar tapfer an; als aber die Hoffnung, mit der Puisaye ihnen geschmeichelt hatte, daß die Royalisten im Innern sich erheben würden, fehlschlug, wichen sie entmuthigt zurück, und obgleich es den Führern gelang, sie noch zu einem zweiten Angriffe vorwärts zu treiben, wurde doch auch dieser von der Besatzung und der Nationalgarde von Rennes ohne

große Anstrengung zurückgeschlagen, und in wilder Unordnung entflohen die schon im Voraus entmuthigten Chouans. Erst als sie sich nicht verfolgt sahen, gelang es den Führern, wieder einige Ordnung in den Reihen herzustellen, und mit geringem Verluste erreichten sie ihre schützenden Wälder wieder.

Von diesem Augenblicke nahm die ganze Familie, deren Oberhaupt jetzt Herr Armand la Faugerais war, an den sogenannten kriegerischen Unternehmungen der Chouans, die aber nichts weiter als Raub- und Plünderungszüge waren, keinen Antheil mehr. Sie waren nur darauf bedacht, ihren Plan der Emigration in Ausführung zu bringen, aber alle ihre Versuche scheiterten, und sie sahen sich daher zu der Nothwendigkeit verdammt, in den Wäldern umherzuirren, jeder Bequemlichkeit, oft eines Obdaches, nicht selten selbst der nothwendigsten Nahrung entbehrend.

Allein so elend dieses Leben auch war, bot es dennoch für zwei Mitglieder des kleinen Kreises mannigfache Reize.

Ermel und Francesa vergaßen der kleinen Leiden des täglichen Lebens in dem Glücke beständigen Beisammenseins, in der Beseligung ihrer Liebe, die schon längst keines Geständnisses mehr bedurfte, und die zu verhehlen sie sich auch keine Mühe gaben, da sie der Zustimmung der Ihrigen gewiß sein durften.

Ermel umgab die Geliebte mit der zärtlichsten Sorgfalt, und für jede Anstrengung fühlte er sich reich belohnt, wenn ein dankender Blick aus ihrem zärtlich auf ihm ruhenden Auge ihn traf.

So vergingen mehrere Wochen.

Es kam die Kunde — von den Siegen, welche die Mainzer über die Vendéer erfochten, — von dem Uebergange des katholischen Heeres über die Loire, von dessen anfänglichen Siegen und schnell darauf folgenden Niederlagen, und noch immer war es der Familie la Faugerais nicht gelungen, die Flucht nach England zu bewirken.

Da war sie eines Abends an dem Heerde einer elenden Hütte versammelt, als sich auf der durch das Dorf führenden Straße ein gewaltiger Lärm erhob, aus welchem bald laute Töne des Jubels vernehmlich hervorschallten.

„Was muß denn da geschehen sein?" sagte Francesca neugierig.

„Gleich will ich nachsehen!" rief Ermel, und sprang von ihrer Seite auf.

Er trat an die Thür der Hütte, da sah er auf der Straße einen zahlreichen Haufen Bewaffneter herankommen, umgeben von mehreren Chouans, die brennende Fackeln in den Händen trugen, und von Zeit zu Zeit in den Ruf ausbrachen:

„Es lebe der Herr von Tinteniac!"

Schon wollte er in die Hütte zurückkehren, zu berichten, was er gesehen hatte, da trat Francesa an seine Seite, legte vertraulich den Arm auf seine Schulter, und gern harrte er in dieser Stellung aus, bis der Zug vollends herankam.

Einer der Offiziere streifte beinahe an ihn an. Dabei trafen sich ihre Blicke, und Beide sanken einander in die Arme.

„Ermel!"

„Montreuil!" tönte es von ihren Lippen, und sprachlos lagen die Freunde Brust an Brust.

Als der erste Augenblick freudiger Ueberraschung verflogen war, zog Ermel den wiedergefundenen, so lange als todt betrauerten Freund mit sich fort in die Hütte, und willig folgte Montreuil, ohne auch nur an seine Leute zu denken.

Beide sehnten sich nach gegenseitiger Mittheilung, und Montreuil, dessen Name Allen aus den Erzählungen Ermel's vertraut war, wurde sogleich als Mitglied des kleinen Kreises aufgenommen, von dem er sich nicht mehr zu trennen beschloß, nachdem auch er sich zur Emigration bereit erklärt hatte.

22.

Die Halbinsel Quiberon.

Nach der Expedition gegen Rennes eilte der Graf Puisaye, dem Mittel zu Gebote standen, nach denen die Familie la Faugerais vergebens strebte, nach London.

Bald darauf traf auch Kersuntun dort ein.

Den vereinten Anstrengungen Beider, besonders aber den trügerischen Vorspiegelungen Puisaye's, gelang es endlich, die englische Regierung zu einem entscheidenden Schritte zu drängen.

Zwar konnte sie nicht bewogen werden, das Leben eines einzigen englischen Soldaten zu gefährden, allein sie billigte den Plan Puisaye's, aus Emigranten und freigegebenen französischen Kriegsgefangenen ein Armeecorps zu bilden, und rüstete eine Expedition aus, die reichlich mit Mundvorrath und allen Kriegsbedürfnissen versehen

war, und die Bestimmung empfing, auf der Halbinsel Quiberon eine Landung zu bewirken.

Diese wurde in der That glücklich vollführt, und zahlreiche Haufen der Chouans, erfüllt von der gewissen Hoffnung eines nahen Sieges, stießen zu den Emigranten, welche in Regimentern und regelmäßigen Corps formirt, ganz das Ansehen Ehrfurcht gebietender Truppen boten.

Auch Armand la Faugerais mit all' den Seinigen war unter den Chouans, die als Flüchtlinge kamen, und als Sieger in ihre Heimath zurückzukehren hofften. Doch weder er noch seine Söhne theilten diese Hoffnung. Selbst Ermel war des Kampfes überdrüssig, seitdem er das Glück der Liebe kennen gelernt hatte, und als er aufgefordert wurde, in eines der Regimenter einzutreten, bat er sich Bedenkzeit aus, seine Wahl zu entscheiden. In der That aber war dabei seine Absicht, an dem Kampfe gar keinen Antheil zu nehmen, oder höchstens im Falle der Noth, zur eigenen Vertheidigung oder der des Theuersten, was er auf Erden hatte, des Vaters der Geliebten.

Sein so wie Hilaire's ganzes Streben ging dahin, auf irgend einem der englischen Schiffe ein Unterkommen für die Frauen, die Kinder und ihren Vater zu finden, bei dem von seiner Verwundung her noch immer eine große Schwäche zurückgeblieben war, und den die Mühseligkeiten des Lebens, das er nun schon seit so geraumer

Zeit zu führen gezwungen war, so erschöpft hatten, daß er im höchsten Grade der Ruhe bedurfte, sollte sein Leben sich nicht ganz aufreiben.

Während die beiden Brüder so an der Küste auf- und niedergingen, bei all' den landenden Booten ihre Versuche wiederholend, doch leider mit immer gleich ungünstigem Erfolge, da alle die Aufnahme von Passagieren aus Mangel an Instructionen verweigerten, rief Ermel plötzlich mit dem Tone der freudigsten Ueberraschung, indem er die Blicke auf eines der Boote richtete, an dessen Stern der Name des Schiffes stand, zu dem es gehörte:

„Ist es möglich? — Bruder, wir sind gerettet!“

Verwundert über diesen Ausruf, den er sich nicht zu deuten wußte, folgte Hilaire, als Ermel schnell bis dicht zu jenem Boote eilte, und die Bemannung desselben hastig fragte:

„Nicht wahr, Freunde, Ihr seid Franzosen?“

„Ja!“ ertönte die Antwort.

„Und Euer Commandant?“ fragte Ermel weiter.

„Der Chevalier von Kerbozec!“

Jetzt erst begriff Hilaire die Freude Ermels. Dieser hatte den Namen der Arethusia an dem Boote gelesen.

„Wer führt das Boot?“ fragte Ermel.

„Ich!“ rief einer der Franzosen.

„Können Sie uns mit sich an Bord der Arethusa nehmen?"

„Nein, mein Herr," entgegnete der Bootsführer; „es ist uns streng verboten.

„Auch nicht, wenn ich Ihnen sage, daß der Chevalier von Kerbozec der Bruder meines Vaters ist?"

„Auch dann nicht!"

„Aber die Nachricht, daß Hilaire und Ermel la Faugerais seiner hier harren, und ihn bitten lassen, zu ihnen an das Land zu kommen, dürfen Sie ihm doch überbringen?"

„Ja, das darf ich!" entgegnete der Bootsführer.

„Und Sie versprechen mir, dies zu thun?"

„Mit Freuden, Landsmann!" sagte der Matrose, und das Boot stieß ab.

Hilaire und Ermel verfolgten es mit ihren Blicken; sie sahen, wie es bei dem Schiffe anlangte, das in nicht gar großer Entfernung von der Küste vor Anker lag, sahen, wie gleich darauf ein Mann aus dem Schiffe eilig in dasselbe hinabstieg, wie es wieder abstieß, und wenige Minuten später umarmten sie mit schwer zu beschreibenden Gefühlen der Freude ihren Oheim, den tapfern Chevalier von Kerbozec.

Jede weitere Auseinandersetzung auf gelegenere Zeit versprechend, theilten sie ihm nur in aller Eile mit, was sie von ihm wünschten, und auf der Stelle gab er seinen

Leuten Befehl, nach der Arethusia zurückzukehren, und statt des zweiten Bootes die Schaluppe an die Küste zu senden. Dann begleitete er die beiden Neffen zu seinem Bruder.

Wir fühlen uns unfähig, die Scene des Wiedersehens der so lange Getrennten zu schildern, die einander so unerwartet in die Arme schlossen, nachdem sie Alle wie durch ein Wunder aus zahllosen Gefahren errettet worden waren.

Nach wenigen Worten der Begrüßung forderte der Chevalier seinen Bruder auf, ihn ohne Zögern an Bord der Arethusia zu begleiten, denn die Zeit drängte, man wußte nicht, was die nächsten Augenblicke bringen konnten, und der Chevalier durfte nicht lange von seinem Schiffe entfernt bleiben, das er ohnehin eigenmächtig verlassen hatte, dem gebieterischen Drange seines Herzens folgend.

Doch schon längst auf den möglichen Fall einer plötzlichen Einschiffung gefaßt, waren alle noch nöthigen Vorkehrungen dazu schnell getroffen, und kaum war eine halbe Stunde verflossen, als Herr Armand, begleitet von seiner ganzen Familie, mit dem Chevalier von Kerbozec zu dessen Schaluppe ging, und gefolgt von den neidischen Blicken vieler seiner Landsleute, der Arethusia zusteuerte.

Nur Ermel blieb mit seinem Alain am Lande zurück. Er wollte Montreuil, der im Augenblicke seines unerwarteten Zusammentreffens mit dem Chevalier von

Kerbozec nicht gleich zugegen gewesen war, aufsuchen, ihm das Vorgefallene mittheilen, und ihn auffordern, mit zur Arethusia zu kommen, denn sein Oheim hatte ihm auch für den Freund die Aufnahme zugesichert.

Er fand ihn in dem Kreise mehrerer Offiziere der gelandeten Regimenter, von denen ihm manche aus früherer Zeit bekannt waren.

Die alten Kameraden theilten sich gegenseitig ihre Schicksale mit, und voll Enthusiasmus sprachen die Neuangekommenen von den Hoffnungen, die sie auf die Landung setzten.

„Ich fürchte nur allzusehr, Ihr werdet Euch grausam getäuscht finden, meine Freunde," entgegnete Montreuil. „Namentlich aber baut Ihr viel zu sehr auf die Unterstützung des Landvolkes."

„Pusaye hat uns aber doch gesagt, daß über 50,000 Mann wohlbewaffnet unter seinen Befehlen so wie denen von d'Autichamp, Boisgontier, des Scepeaux, Tinteniac, Cormatin, Jarry und Anderer ständen!" rief einer der Offiziere, wie es schien, sehr unzufrieden damit, daß der wiedergefundene Kamerad ihren Hoffnungen auf solche Weise entgegentrat.

„Was die Zahl betrifft," sagte Montreuil, „so ist sie jedenfalls bedeutend übertrieben, obgleich eine genaue Zählung außer allen Grenzen der Möglichkeit liegt, und

was Ihr von der Unterstützung dieser Streiter zu hoffen habt, mögt Ihr daraus entnehmen, daß von diesen vielen Tausenden nicht mehr als 1500 zu dem Angriffe zusammenzubringen waren, den wir vor einigen Monaten gegen Rennes unternahmen. Und dennoch war das Gelingen desselben von so hoher Wichtigkeit, daß es vielleicht den Erfolg unserer Sache für immer gesichert hätte."

In diesem Augenblicke trat Ermel zu dem Kreise.

„Da ist Einer, der Ihnen meine Worte bestätigen wird, meine Herren," sagte Montreuil. „Mein Freund la Faugerais, der die hiesigen Kämpfe seit längerer Zeit mitmachte, und den Geist genau kannte, der die Bauern beseelt."

Als Ermel mit dem bekannt gemacht war, worüber er sein Urtheil abgeben sollte, bestätigte er vollkommen Montreuils Worte, und fügte dann hinzu:

„Einen Beweis, welches Vertrauen ich in diese sogenannten Streitkräfte setze, mögen Sie daraus erkennen, meine Herren, daß ich so eben komme, um meinen Freund Montreuil an Bord der Arethusia abzuholen, auf der sich meine ganze Familie bereits befindet. — Wir emigriren!"

„Und das in eben dem Augenblicke, wo der Rettungskampf um Thron und Altar beginnen soll?" fragte einer der Offiziere in beinahe beleidigendem Tone.

Ermel sah ihn mit einem strafenden Blicke an.

Dunkle Röthe stieg ihm in das Gesicht, und eine beleidigende Antwort schwebte ihm auf der Lippe. Allein er bezwang seine aufwallende Hitze, und entgegnete ruhig, doch ernst:

„Ich habe lange genug unter der Fahne der Lilien am Rhein und hier gefochten, um das Recht zu haben, mich jetzt zurückzuziehen, ohne daß deshalb auf meine Ehre ein Schatten fällt, und Andern das Kampffeld zu überlassen, die dem Kriege bisher nur von ferne zusahen."

Der, welcher vorhin gesprochen hatte, nahm diese Worte als persönliche Beleidigung auf, da er selbst einer von Jenen war, die jetzt im Begriff standen, den ersten Antheil an dem Kampfe zu nehmen. Er stieß einige heftige Worte aus, und, wahrscheinlich würde es zum Zweikampfe zwischen den beiden Landsleuten gekommen sein, hätten sich nicht Montreuil und einige Andere begütigend eingemischt.

So wurde der Streit noch im Entstehen glücklich beigelegt; doch um jede Gelegenheit zu weitern Reibungen zu vermeiden, zog Montreuil seinen Freund Ermel mit sich fort.

Beide nahmen flüchtigen Abschied von einigen ihnen werth gewordenen Kampfgenossen, und gingen dann hinab an die Küste des Meeres, die jetzt verödet lag, da die

Landung beendigt war und alle Boote auf Befehl zu ihren Schiffen hatten zurückkehren müssen.

Ermel gab das mit seinem Onkel verabredete Zeichen, ein Boot kam von der Arethusia herüber, und eine Viertelstunde später waren auch sie wieder mit dem Kreise der Ihrigen vereinigt, von dem sie sich nun nicht mehr zu trennen hofften, obgleich sie, beinahe aller Existenzmittel beraubt, einer sehr trüben Zukunft entgegensahen.

Noch an demselben Abend ging die Arethusia nach England unter Segel.

Der Chevalier von Kerbozec hatte sich, unter der Angabe, daß er seine wiedergefundene Familie in Sicherheit zu bringen wünsche, von dem Marquis d'Hervilly, dem englischen Befehlshaber der Expedition gegen Quiberon, die Gunst erbeten, die Nachricht von der glücklich bewirkten Landung an den Minister Pitt überbringen zu dürfen, und sie war ihm, in Berücksichtigung der vielfachen von ihm geleisteten Dienste, gewährt worden.

Glücklich langte die Arethusia mit ihren Passagieren in England an, und erst kurze Zeit lebten die Flüchtlinge in stiller Zurückgezogenheit in London, als sie ihre Vermuthungen bestätigt sahen, indem sie mit bitterm Schmerze die Nachricht von dem gänzlichen Mißlingen der Expedition gegen Quiberon vernahmen, bei welcher viele Tapfere nutz- und zwecklos den Tod gefunden hatten.

Bald darauf unterwarf sich auch die Vendée, und der blutige Bürgerkrieg war beendigt, der Jahre lang mehrere der fruchtbarsten Provinzen des Landes verödete, und zahllose Menschenopfer forderte, die theils im Kampfe fielen, theils im politischen oder religiösen Fanatismus gemordet wurden.

Die Familie la Faugerais lebte von jetzt an in London, von Entbehrungen heimgesucht, doch glücklich und zufrieden, den Stürmen entronnen zu sein, von denen Alle so lange umtobt worden waren.

Nur ein Schmerz stand ihnen hier noch bevor.

Nachdem nämlich Louise und Francesa von ihrem Vater, dem Herrn von Kerfuntun, seit längerer Zeit nichts gehört hatten, kam ihnen nach der Beendigung der Schreckensherrschaft die sichere Kunde zu, daß er bei seinen Bemühungen, den Aufstand in der Bretagne neu zu beleben, entdeckt, in Nantes vor das Revolutionstribunal gestellt, und von dem wilden Carrier als eines der letzten Opfer dieses Ungeheuers zur Deportation verurtheilt worden sei, der Ausdruck des Hohnes, mit welchem dieser Blutdürstige, der Unglücklichen selbst noch im Augenblicke des Todes spottend, die Noyaden bezeichnete, das heißt, jene bekannten Mordmaschinen, welche in der trügerischen Gestalt von Schiffen ganze Schaaren von Unglücklichen, denen die trügerische Hoff=

nung der Deportation gemacht worden war, in die Fluthen der Loire versenkten.

Als die Schwestern diese Kunde erhielten, war Francesa bereits die glückliche Gattin Ermels, der in ihren Armen schnell alle überstandenen Leiden und Trübsal vergessen hatte.

23.

Das Herrenhaus zu Rosven.

Die Stürme der Revolution hatten sich gelegt, ruhigere Zeiten kehrten für Frankreich zurück, und den Emigranten wurde die Erlaubniß ertheilt, das Vaterland wieder zu betreten.

Unter den Ersten, welche von dieser Erlaubniß Gebrauch machten, befand sich auch die Familie la Faugerais, die sich in der Zwischenzeit um einige Köpfe vermehrt hatte, noch immer aber in der alten Einigkeit und Liebe lebte.

Vor vielen Andern begünstigt, war es Armand, dem Haupte der Familie, vergönnt, das kleine Besitzthum seiner Väter wieder anzutreten, denn da das Herrenhaus zu Rosven niedergebrannt war, erschien dasselbe so werthlos, daß es gar nicht einmal zum Kaufe ausgeboten wurde.

So blieb Armand während seines und seiner Familie Aufenthalts in England nicht nur im rechtmäßigen Besitz seines Gutes, sondern er genoß sogar einen großen Theil seines Ertrages, den der ehrliche Pierre Gavesio in seinem Namen von den übrigen Pächtern regelmäßig einzog, und den diese auch in seltener Rechtschaffenheit, mit wenigen Ausnahmen und kleinen Rückständen, abführten.

Mit unermüdlichem Eifer hatte Pierre den Eifer für das Wohl der guten Herren, den wir ihn zu Anfang unserer Erzählung bethätigen sahen, als der linke Flügel des alten Herrenhauses mit Stroh gedeckt werden sollte, auch im Verlaufe der Jahre gezeigt, doch ihm ward die Freude nicht vergönnt, das edle Geschlecht, dem er mit so uneigennütziger Liebe anhing, das Erbe seiner Väter wieder in Besitz nehmen, und das neue Herrenhaus von Rosven erstehen zu sehen, das, wenn auch nur klein und bescheiden, an eben der Stelle aufgeführt wurde, wo das alte gestanden hatte.

Ein Jahr vor der Rückkehr der Familie, der er bereits mit inniger Freude entgegensah, wurde er aus diesem Leben abberufen, und sein ältester Sohn, François, trat an seine Stelle, die Pflichten, die sein Vater sich gegen die Familie la Faugerais freiwillig auferlegt hatte, mit nicht minderem gutem Willen erfüllend, doch freilich nicht mit so glücklichem Erfolge, denn er genoß bei den

Pächtern nicht des hohen Ansehens, das Pierre schon durch sein Alter ausübte; außerdem waren einige neue Pächter eingetreten, die kaum Lust zeigten, die Rechte der schon seit so langer Zeit abwesenden Familie, die sie nie gekannt hatten, zu achten, und es war daher für das Interesse des Herrn Armand hohe Zeit, daß er zurückkehrte.

Der Chevalier von Kerbozec hatte nach dem Frieden die Arethusia zur Verfügung der französischen Regierung gestellt; dieser zu dienen, konnte er sich jedoch nicht entschließen, und so lebte er denn von da ab ebenfalls in dem Kreise seiner Familie, ein besonderer Liebling der Kinder, denen er unermüdlich von seinen verschiedenen Kriegsabenteuern erzählte, und die begierig an seinen Lippen hingen, wenn er ihnen die vielen Wunder beschrieb, die er in fernen Ländern und bei fremden Völkern gesehen hatte.

Alain konnte sich nie entschließen, seinen geliebten Herrn zu verlassen, so lange Ermel als Verbannter im Auslande zu weilen gezwungen war; doch als er denselben zu dem geliebten Vaterlande zurück begleitet hatte, dachte auch er daran, sich seinen eigenen Heerd zu begründen.

Jeanne du Gavre, die Geliebte seiner Jugend, war ihm unter allen Wechseln seines bewegten Lebens gleich theuer geblieben, und auch sie hatte ihm die geschworene

Treue bewahrt. Zwar war die erste Blüthe ihrer Jugend verschwunden, aber sie erschien seinem liebenden Herzen deshalb nicht minder schön, als ehemals, und er würde sie selbst dem schönsten und jüngsten Mädchen der ganzen Gegend vorgezogen haben. Hatte sie doch ihren innern Werth genügend bewiesen!

An dem Tage, an welchem das neue Herrenhaus von Rosven eingeweiht wurde, feierte Alain seine Hochzeit, und das Brautpaar mußte bei dem Einzugsschmause die Ehrenplätze an der Herrentafel einnehmen.

Selten wohl fühlt ein Mensch sich so glücklich, wie Alain, als Ermel, die Gesundheit des jungen Paares ausbringend, laut die treuen Dienste pries, die der Bräutigam ihm geleistet hatte, und ihn öffentlich als seinen Lebensretter umarmte.



Ende des zweiten und letzten Theils.

Druck der Buchdruckerei des Verlags-Comptoirs in Grimma.

